

Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni

Jahrgang 36, Nr. 1/2

Januar/Februar 2006

INHALT

Joachim Card. Meisner	
Predigt beim Pontifikalrequiem für Leo Card. Scheffczyk.....	3
Manfred Hauke	
Nachruf auf Leo Card. Scheffczyk.....	5
Charles Probst	
Gehirn und Seele: Was sagen Neurochirurgie und Hirnforschung?.....	27
Peter A. Kwasniewski	
Die Inquisition: Fakten und Phantasien.....	41
Walter Hoeres	
Das Beben von Lissabon.....	49
Hans-V. von Sury	
William Shakespeare – entschlüsselt.....	55
Impressum	60
Joseph Overath	
Parce nobis, Domine.....	61
Reimund Haas	
Bernhard Stasiewski (1905–1995).....	65
Weihbischof em. Klaus Dick	
Kurze Anmerkung zum Sonderheft über das Zweite Vatikanum.	75

BUCHBESPRECHUNGEN

Stefan Hartmann	
Maria Eschbach: „Glauben heißt, der Liebe lauschen“.....	77
Franz Breid (Hrsg.), Die heilige Eucharistie.....	79
Walter Hoeres	
Martin Lugmayr: Untersuchungen zur Schöpfungstheologie bei Leo Scheffczyk.....	81
Neue Bücher: Kurzvorstellungen.....	83

Leo Kardinal Scheffczyk †



* 21. Februar 1920, † 8. Dezember 2005

„Den unergründlichen Reichtum Christi verkündigen“ (Eph 3,8)

„Wer aus Gottes Licht der Wahrheit dient, lebt die wahre Liebe.“

(Mutter Julia Verhaeghe,

Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“)

MIT TIEFER TRAUER UND INNERER BEWEGUNG HABE ICH VOM HEIMGANG DES GESCHÄTZTEN KARDINALS LEO SCHEFFCZYK AM HOCHFEST DER UNBEFLECKTEN EMPFÄNGNIS MARIENS KENNNTNIS ERHALTEN. SEIN REICHES PRIESTERLICHES UND WISSENSCHAFTLICHES LEBEN UND WIRKEN WIDMETE ER MIT UNERMÜDLICHEM EIFER DER THEOLOGISCHEN DURCHDRINGUNG UND VERKÜNDIGUNG DER GÖTTLICHEN WAHRHEIT. IN SEINER GLAUBENSTREUE SOWIE IN SEINER MENSCHLICHEN GÜTE UND BEScheidenHEIT BLEIBT ER SEINEN SCHÜLERN UND VIELEN GLÄUBIGEN EIN LEUCHTENDES VORBILD. MÖGE DIE JUNGFRÄULICHE GOTTESMUTTER, DER KARDINAL SCHEFFCZYK SEIN GANZES LEBEN IN KINDLICHER LIEBE VERBUNDEN WAR, IHN IN DAS EWIGE VATERHAUS GELEITEN. VON HERZEN ERTEILE ICH ALLEN, DIE UM DEN VERSTORBENEN KARDINAL DER HEILIGEN KIRCHE TRAUERN UND FÜR SEIN EWIGES HEIL BETEN, ALS UNTERPFAND GÖTTLICHEN TROSTES DEN APOSTOLISCHEN SEGEN.

BENEDICTUS PP. XVI

Predigt Joachim Kardinal Meisners beim Pontifikalrequiem für Leo Kardinal Scheffczyk¹

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Der Sterbetag ist oftmals wie ein Ausrufezeichen, das auf das Lebenswerk des Heimgerufenen aufmerksam machen will. So starb etwa der große Benediktinertheologe Odo Casel, der sein theologisches Werk dem Ostermysterium gewidmet hatte, während der Feier der heiligen Osternacht. Unser lieber verstorbener Kardinal Leo Scheffczyk wurde am 8. Dezember, dem Hochfest der unbefleckt empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria, heimgerufen. Dieser Sterbetag ist ebenfalls ein großes Ausrufezeichen, das auf den Inhalt dieses gesegneten Lebens von Kardinal Scheffczyk hinweist.

Vom Johannesevangelium sagt man, dass es einen marianischen Rahmen hat. Maria tritt nur zweimal im Johannesevangelium auf, und zwar am Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu und am Ende seines irdischen Lebens. Die Mitte ist ganz geprägt vom Christusgeheimnis. So steht Maria am Anfang inmitten des Hochzeitssaales von Kana in Galiläa und wirkt mit, als der Herr aus dem Wasser den Wein werden lässt. Am Ende seines irdischen Lebens steht Maria unter dem Kreuz von Golgotha und wird zur Zeugin, wie aus seiner geöffneten Seite Wasser und Blut herausströmen, das Wasser der Taufe und das Blut der Eucharistie. Vielleicht ist gerade wegen dieses marianischen Rahmens das Christumysterium im Johannesevangelium so tief erkannt und beschrieben.

Das Leben unseres heimgerufenen Kardinals hatte ebenfalls einen solchen marianischen Rahmen. Von frühester Kindheit an haben seine Eltern das sensible und geistig wache Kind in das kirchliche Leben des oberschlesischen Landes hineingeführt, das tief marianisch geprägt war. Die marianischen Wallfahrtsorte, die berühmten Marienbilder in den Pfarr- und Klosterkirchen, die unzähligen Marienbildstöcke der oberschlesischen Landschaft und die unsterblichen schlesischen Marienlieder haben die Seele des Kindes tief geprägt und sie damit geöffnet für das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und sein gottmenschliches Wirken.

Maria ist nicht das Wort, das Fleisch geworden ist, nein, das ist – außer Konkurrenz – ihr Sohn Jesus Christus. Aber sie ist das Vorwort, das zum Hauptwort hinführt. Und weil Kardinal Scheffczyk als Kind schon mit allen wachen Sinnen seines Lebens das Vorwort zur Kenntnis nehmen und verstehen lernen konnte, war er dann später als Priester und Theologe so – im wahrsten Sinne des Wortes – präpariert für das Hören und das Erkennen des Wortes, das aus Maria Fleisch geworden ist und das schon im Anfang bei Gott war, ja das Gott selbst war.

Kardinal Scheffczyk war ein großer Theologe, der Theologie nicht nur als Rede über Gott, sondern in besonderer Weise als Rede vor Gott verstanden hat. Deswegen weht zwischen den Zeilen seiner theologischen Werke der Geist der Ehrfurcht, des Staunens, der Bewunderung und der Anbetung. Seine theologischen Arbeiten kommen aus einem Geist, der ganz diesem Worte Gottes verpflichtet ist, der nicht darauf schaut, ob er ankommt oder Schlagzeilen macht. Politische oder gesellschaftliche Rücksichtnahmen haben nie sein theologisches Arbeiten bestimmt, sondern die Ehrfurcht vor dem Geheimnis Gottes, das er den Menschen zu vermitteln suchte.

Das Evangelium selbst war ihm Maßstab für sein Denken, Lehren, Schreiben und Handeln. Darum sind seine theologischen Werke geprägt von Glaubensreinheit und Glaubens-tiefe, die das Herz des Studenten und Lesers zutiefst berühren.

Der Glaubensgehorsam gegenüber dem sich offenbarenden Gott war ihm wichtiger als menschlicher Beifall. Und deshalb fand und findet seine Theologie so viel Zustimmung und wird – davon bin ich zutiefst überzeugt – die Zeiten überdauern. Die Aufgabe des Theologen, die Offenbarung in den Verstehenshorizont der Menschen einer Zeit zu übersetzen, ist in der theologischen Werkstatt von Leo Scheffczyk nie auf Kosten der Wahrheit geschehen, auch dort nicht, wo sie dem Zeitgeist widersprach. Darum war und ist sie so überzeugend und anziehend.

Papst Johannes Paul II. sagte in seinem Apostolischen Schreiben „Novo millennio ineunte“ nach der Feier der Jahrtausendwende, dass es die Aufgabe der Christen in der Zukunft sein werde, eine Pädagogik der Heiligkeit zu entwickeln. Ich bin der Meinung, dass die theologische Arbeit von Leo Kardinal Scheffczyk eine einzige Pädagogik christlicher Heiligkeit darstellt. Sie inspiriert den Gläubigen, der seiner Theologie begegnet, gottfähig und gottähnlich zu werden. Sein theologisches Werk ist eine einzige Einladung in das marianische Wort bei der Hochzeit zu Kana: „Was er (der Herr) euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5). Und der Theologe Scheffczyk nimmt gleichsam in dieser Szene die Rolle des Speisemeisters ein, der die Qualität des in Wein verwandelten Wassers gültig definiert: „Du jedoch hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten“ (Joh 2,10). Leo Kardinal Scheffczyk hat den guten Wein theologischer Lehre allezeit ausgeschenkt.

Nicht nur im theologischen Hörsaal und nicht nur am Studiertisch diente Kardinal Scheffczyk den Menschen, sondern er war ein gesuchter und geschätzter Prediger und Zelebrant bei Gottesdiensten, kirchlichen Kongressen, geistlichen Übungen und Einkehrtagen. Er verstand es, den Menschen Geschmack an Gott zu vermitteln, und er wusste, dass dieser Gott immer nach mehr schmeckt und die Menschen darum alle Appetitlosigkeit und Geschmacklosigkeit an Gott und seiner Kirche verlieren werden. Er stellte sich dabei immer ganz zurück, um ganz dem Wort Raum zu geben, was zu verkündigen ihm aufgetragen war.

Deshalb freuten sich so viele Menschen mit, als ihn Papst Johannes Paul II. im Jahre 2001 in das Kardinalskollegium berief. Er war damals schon über 80 Jahre alt. Er sah darin nicht nur eine Ehrung der Kirche für sein gesegnetes theologisches Werk, sondern auch einen Auftrag, für Christus und seine Kirche Zeugnis vor aller Welt abzulegen. Darum meldete sich der zurückhaltende Theologe plötzlich als Kardinal öfters zu Wort, wo es darum ging, Klärung und Orientierung in Situationen der Verwirrung und des Irrtums zu geben. Papst Benedikt XVI. sagte mir erst vor kurzem, von den spät berufenen Theologen ins Kardinalskollegium sei Leo Scheffczyk einer der wenigen gewesen, von denen die Kirche noch viel Erleuchtung und Ermutigung erhalten habe.

Nun schließt sich der marianische Rahmen seines Lebens, indem die göttliche Vorsehung den 8. Dezember, den großen marianischen Festtag, zu seinem Sterbetag bestimmt hat.

¹ Text zitiert nach Zenit vom 15. Dezember 2005.

Maria führte die Menschen immer zu den Quellen ihres Lebens. Am Anfang – bei der Hochzeit zu Kana – an die von Christus, ihrem Sohn, gefüllten Weinkrüge und unter dem Kreuz an das geöffnete Herz Jesu, aus dem das Wasser und das Blut der Sakramente fließen.

Leo Scheffczyk hat in der treuen Nachfolge Mariens die Menschen an die Quellen des Glaubens zu Christus geführt. Nun hat ihn Maria gleichsam selbst heimgeleitet zu diesen

Quellen des Lebens. Einige Tage vor seinem Sterben sagte er noch, dass er jetzt ganz arm sei. Was er besessen hat, habe er verschenkt, die Gesundheit sei ihm genommen, nun habe er nur noch Jesus Christus. Und das machte seinen ganzen Reichtum aus, der sein Herz erfüllt. Wir glauben und hoffen, dass er nun das schaut, besitzt und genießen darf, was er in der Schule Mariens erhofft, geglaubt und ersehnt hat.

Amen

MANFRED HAUKE

Nachruf auf Leo Kardinal Scheffczyk

1. Ein gesegneter Heimgang

Am 8. Dezember 2005, dem Hochfest der Unbefleckten Empfängnis Mariens, wurde Leo Kardinal Scheffczyk zu Gott heimggerufen. In seiner Predigt zum Begräbnis in Brezgenz deutete Kardinal Meisner dieses Sterbedatum als „ein großes Ausrufezeichen“, das auf den Inhalt eines „gesegneten Lebens“ hinweist¹. In der Tat ist die Besinnung auf den Verstorbenen nicht nur ein Ausdruck der Trauer darüber, dass nun eine wichtige Stimme für die Anliegen der Kirche verstummt ist. Sie ist auch und vor allem ein Zeichen des Dankes für ein gehaltvolles geistiges Vermächtnis, das in der Zukunft hoffentlich noch reiche Früchte trägt.

Den Lesern von „Theologisches“ sind die Beiträge des Münchener Dogmatikers seit Jahrzehnten vertraut. Sie beginnen bereits, bald nach der Gründung der Zeitschrift, im Jahre 1972², und haben zur Wertschätzung unseres Publikationsorgans wesentlich beigetragen. Der Verstorbene sah in „Theologisches“ ein wichtiges Korrektiv angesichts des liberalen Hauptstromes in der Entwicklung nach dem Zweiten Vatikanum. Die von ihm erfahrene Theologiegeschichte seit den 50er Jahren wurde von ihm im Jahr 2000 einmal drastisch auf den Punkt gebracht: „Es ein Weg von einer Ebene mit geringen Erhebungen zu einem verheißungsvollen Gipfel mit einem Abstieg in ein tiefes Tal“³. Während eines Gesprächs in den achtziger Jahren, worin wir unsere Besorgnis ausdrückten über die Lage der Kirche in Deutschland, meinte der Kardinal mir gegenüber (sinngemäß): „Wenn es nicht die Zeitschriften ‚Der Fels‘ und ‚Theologisches‘ gäbe, wäre die Situation bei uns noch wesentlich schlimmer“.

Der Heimgang von Leo Scheffczyk fällt in eine Zeit des Umbruchs. Die Reaktionen auf den Tod von Johannes Paul II. (der den Verstorbenen zum Kardinal ernannte) und auf die Wahl von Joseph Kardinal Ratzinger zum Nachfolger des hl. Petrus vermitteln die Hoffnung, dass sich nach Jahrzehnten

des Niederganges im deutschen Sprachraum endlich ein Umschwung ankündigt, der (so Gott will) einmal zu einem neuen Frühling des Glaubens führen kann. Das Lebenswerk des Verstorbenen könnte zu diesem Aufblühen beitragen.

2. Die Jugendzeit in Oberschlesien

Leo Scheffczyk wurde geboren in der oberschlesischen Industriestadt Beuthen am 21. Februar 1920. Im Geburtsjahr des Kardinals tobten in Oberschlesien heftige Kämpfe zwischen Deutschen und Polen um die staatliche Zugehörigkeit dieses Gebietes. Dass einmal im Jahre 2001 der polnische Papst Karol Wojtyła den deutschen Schlesier Leo Scheffczyk zum Kardinal ernennen würde, war damals noch nicht absehbar. Beuthen liegt unmittelbar an der Grenze, die nach den Kämpfen und der Volksabstimmung mitten durch das oberschlesische Industriegebiet gezogen wurde. Der Name „Scheffczyk“ (auf deutsch: „Schumacher“) ist typisch für die dortige Mischung slawischer und deutscher Bevölkerung. Am Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte Schlesien 4,8 Millionen Einwohner, davon 3,3 Millionen in Ober- und 1,5 Millionen in Niederschlesien. Die Unterscheidung beider Landesteile ist wichtig für das konfessionelle Profil: in Niederschlesien gab es nur 29% Katholiken, in Oberschlesien dagegen eine Mehrheit von 89%⁴.

Leo Scheffczyk stammt aus einer armen, aber sehr gläubigen Familie⁵. Die Mutter setzte sich sehr ein im karitativen Bereich, und der Vater war aktiv in der Männerkongregation, einer Initiative des Laienapostolates. Abgesehen von einem Jahr in einer vorwiegend evangelischen Kleinstadt Oberschlesiens, war die Familie in Beuthen ansässig, der südöstlichsten Grenzstadt des Deutschen Reiches. Dort besuchte Scheffczyk das katholische humanistische Hindenburg-Gymnasium⁶. Er lobt den soliden Religionsunterricht, der von vorbildlichen Priestern erteilt wurde. Neben der schulischen Formung (und der gläubigen Familie) war für das Wachsen der priesterlichen Berufung wichtig der langjährige, bis zum Abitur ausgeübte Ministrantendienst in der Pfarrei St. Barbara sowie die aktive Teilnahme an der Jugendarbeit des Bundes „Neudeutschland“. In dieser von Jesuiten geführten Gemein-

¹ J. MEISNER, *Predigt am Begräbnis von Leo Kardinal Scheffczyk*: Dokumentiert auf der Internet-Seite von Kardinal Scheffczyk: www.leo-cardinal-scheffczyk.org sowie in *Kirche heute* 13 (1/2006) 8f. und in *Theologisches* 1-2006

² Vgl. die Bibliographie in A. ZIEGENAUS – F. COURTH – P. SCHÄFER (Hrsg.), *Veritati Catholicae. Festschrift für Leo Scheffczyk zum 65. Geburtstag*, Aschaffenburg 1985, 712–761, hier 722ff.; ebenso auf der Internet-Seite (vgl. Anm. 1).

³ L. SCHEFFCZYK, „*Erfahrung der Theologie in der Zeit*“: *Theologisches* 34 (2004) 2–16, hier 15 (deutsche Fassung des Vortrags vor der Pontificia Academia Theologica Romana am 14. 12. 2000 anlässlich der Verleihung des Ehrendiploms an das langjährige Mitglied, das mit Erreichen der Altersgrenze aus der Akademie ausschied); italienische Fassung: „*La mia esperienza di teologo cattolico. Uno sguardo d'insieme*“: *PATH* (= Periodicum Internationale editum a Pontificia Academia Theologiae) 1 (1/2002) 59–78.

⁴ Zu den Zahlenangaben (auch im folgenden) vgl. R. BENDEL, „*Schlesien*“: *LThK*³ 9 (2000) 159–161.

⁵ Zu den biographischen Angaben bis 1941 siehe die Schilderung von L. SCHEFFCZYK, „*Berufung als Ruf aus der Zeit*“: M. Müller (Hrsg.), *Wen(n) Gott ruft ... 23 Berufungsgeschichten*, Aachen 1997, 99–118.

⁶ In dem Schulgebäude hatte während des Ersten Weltkrieges General Hindenburg, der Oberbefehlshaber der Ostfront (und spätere Staatspräsident), sein Hauptquartier aufgeschlagen. Daher stammt der für eine katholische Schule etwas ungewöhnliche Name des Gymnasiums.

schaft katholischer Gymnasiasten war Scheffczyk 1937, als die Jugendgruppen von den Nazis verboten wurden, Leiter des gesamten „Oberschlesiengaues“. Schon damals lernte der spätere Kardinal, gegen den Strom des Zeitgeistes zu schwimmen und sich um den Preis persönlicher Nachteile an der Wahrheit auszurichten. In der Jugendarbeit erlebte der Gymnasiast „das Bild einer in den Strömen der Zeit wachen und kämpferischen Kirche“⁷. Als katholischer Gauleiter begegnete Scheffczyk bei den ihm anvertrauten Jugendlichen begeisterten Heroismus, aber auch schmähliches Versagen und „politisch korrektes“ Karrieredenken angesichts des Nationalsozialismus. Er selbst war stundenlangen Verhören durch die Gestapo ausgesetzt und bekam einige Tage Hausarrest. Trotzdem konnte er 1938 das Abitur ablegen und als Priesteramtskandidat in das Theologenkonvikt von Breslau eintreten.

Zur gleichen Zeit begannen auch seine Studien an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau. Unter den Professoren gab es ein „schwarzes Schaf“, das mit den Nazis liebäugelte⁸, aber ansonsten erlebte der junge Theologe sowohl in der Leitung des Konviktes als auch an der Theologischen Fakultät vorbildliche Priestergestalten, die Gebet und Studium ebenso miteinander zu verbinden wussten wie wissenschaftlichen Eifer und gläubige Kirchlichkeit. In der Theologie waren als zwei komplementäre Wege (die nicht als Gegensätze empfunden wurden) prägend die augustinisch-franziskanische Erfahrungstheologie (B. Rosenmüller) und die an Thomas von Aquin geschulte Rationalität (J. Koch)⁹. Im Jahre 1941 musste Scheffczyk seine Studien unterbrechen und Kriegsdienst leisten. Als Soldat war er tätig in Deutschland, Frankreich und Norwegen, wo er ein halbes Jahr lang als Kriegsgefangener festgehalten wurde¹⁰.

3. Die theologische Ausbildung in Westdeutschland

Nach dem Ende des Krieges mussten fast alle Deutschen in Niederschlesien ihre Heimat verlassen, aber auch ungefähr die Hälfte der Oberschlesier. Nach Krieg und Gefangenschaft konnte Leo Scheffczyk nicht in seine Heimat zurückkehren. Stattdessen gelangte er nach Bayern in das Erzbistum München und Freising. Im Priesterseminar und an der Philosophisch-theologischen Hochschule zu Freising konnte er seine Studien fortsetzen. Zu seinen Kommilitonen gehörte damals Joseph Ratzinger, der zwei Jahre im Freisinger Priesterseminar verbrachte (1945-47)¹¹. Am 29. Juni 1947, dem Hochfest der Apostelfürsten Petrus und Paulus, empfing Leo Scheffczyk die Priesterweihe. Seelsorgliche Erfahrungen sammelte er als Kaplan in Grafing bei München (1947-1948) sowie als Pfarrvikar in Traunwalchen (1948). Sehr bald aber wurde der Neupriester Subregens am Priesterseminar von Königstein im Taunus („Albertus-Magnus-Kolleg“) (1948-1951). Dort befand sich damals das wichtigste Zentrum der schlesischen Priester, die in den Westen geflüchtet

waren, und eine Ausbildungsstätte für Seminaristen aus den deutschen Ostgebieten. Während der Zeit als Subregens schrieb Scheffczyk seine Doktorarbeit, die 1950 abgeschlossen wurde. Bald darauf übernahm er an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein auch die Aufgaben eines Dozenten (1952-1959).

Die theologische Doktorarbeit wurde betreut von Franz Xaver Seppelt, Professor für Kirchengeschichte in München (und zuvor in Breslau)¹². Seppelt zeichnet sich aus durch seine Kenntnis der Papstgeschichte, worüber er ein fünfbandiges Werk verfasste¹³. Das Thema Scheffczyks war freilich nicht das Petrusamt (worüber er später u. a. ein eigenes Werk verfassen sollte)¹⁴, sondern der kirchengeschichtliche Beitrag von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Schon der Titel ist bezeichnend: „Friedrich Leopold zu Stolbergs ‚Geschichte der Religion Jesu Christi‘. Die Abwendung der katholischen Kirchengeschichtsschreibung von der Aufklärung und ihre Neuorientierung im Zeitalter der Romantik“¹⁵. Der Graf zu Stolberg stammte aus Holstein und war zur Zeit der französischen Revolution dänischer Botschafter bei der preußischen Regierung in Berlin. Stolberg machte sich anfangs einen Namen als Dichter und hatte engen Kontakt mit den gehobenen literarischen Kreisen Deutschlands. Gemeinsam mit dem jungen Goethe unternahm er eine Reise in die Schweiz. Stolberg war Freimaurer und begeisterte sich anfangs für die Französische Revolution, wurde aber durch die Greuel der Revolutionäre sehr bald ernüchert und bewahrte sich als Protestant seinen Glauben an Jesus Christus.

Durch eine mehrjährige Italienreise machte Stolberg nähere Bekanntschaft mit dem Katholizismus, der ihn tief beeindruckte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland nahm der Graf Kontakt auf zu dem katholisch geprägten „Kreis von Münster“ um Adelheid Amalia Fürstin zu Gallitzin und Franz Freiherr von Fürstenberg. Dieser Kreis nahm Aufgaben wahr, die heute überaus aktuell scheinen, nämlich eine Vertiefung des katholischen Glaubens in kritischer Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Zeit. Der Kern des Münsteraner Kreises bestand aus Neubekehrten. Die Gräfin von Gallitzin selbst hatte sich zeitweise vom Leben der Kirche entfernt, aber im Jahre 1786 eine Wende vollzogen und zu einem glühenden Glauben hingefunden. Der „Kreis von Münster“ trug wesentlich dazu bei, die „Eiszeit“ der Aufklärung zu überwinden und nach der Französischen Revolution, in deren Folge die Kirche ihrer weltlichen Güter großenteils verlustig ging (einschließlich der Universitäten) (1803), in Deutschland ein neues Aufblühen der katholischen Kirche einzuleiten. Diese aktiven Laien hatten den Rationalismus der Aufklärer überwunden und waren dabei, die geheimnisvolle Wirklichkeit der Kirche neu zu entdecken. Unter dem Einfluss der Gräfin von Gallitzin konvertierte der Graf zu Stolberg zur katholischen Kirche. Diese Konversion erreichte damals, im Jahre 1800, ein gewaltiges Aufsehen.

In der Folgezeit schrieb Stolberg ein monumentales, fünfzehnbändiges Werk unter dem Titel „Geschichte der Religion Jesu Christi“. Es behandelt die ersten Jahrhunderte der Kir-

⁷ A. a. O., 110.

⁸ Und der NSDAP angehörte: vgl. G. MAY, *Kirchenkampf oder Katholikenverfolgung? Ein Beitrag zu dem gegenseitigen Verhältnis von Nationalsozialismus und christlichen Bekenntnissen*, Stein am Rhein 1991, 316.

⁹ SCHEFFCZYK, *Berufung*, 115.

¹⁰ Vgl. K. KRENN, „Er verteidigt das Proprium der Theologie“: Deutsche Tagespost, 19. 2. 1985, S. 4 (zum 65. Geburtstag). Die prägenden Erlebnisse des Krieges spiegeln sich wider in dem Beitrag von L. SCHEFFCZYK, „Der Theologe und das Kriegserleben“: E. Kleineidam – O. Kuss – E. Puzik (Hrsg.), *Amt und Sendung. Beiträge zu seelsorglichen und religiösen Fragen*, Freiburg i. Br. 1950, 344-377.

¹¹ J. RATZINGER, *Aus meinem Leben. Erinnerungen (1927-1977)*, Stuttgart 1998, 46-50.

¹² Vgl. G. SCHWAIGER, „Seppelt, Franz Xaver“: LThK³ 9 (2000) 473.

¹³ F. X. SEPELT, *Geschichte der Päpste I-V*, München² 1954-59. Vgl. auch die Kurzfassung: DERS. – G. SCHWAIGER, *Geschichte der Päpste*, München 1964.

¹⁴ L. SCHEFFCZYK, *Das Unwandelbare im Petrusamt*, Berlin 1971.

¹⁵ (MThS, H/3), München 1952. Zu Stolberg vgl. BRISCHAR, „Stolberg“: *Wetzer und Welte's Kirchenlexikon*² 11 (1899) 838-841; L. SCHEFFCZYK, „Stolberg, Friedrich Leopold“: LThK² 9 (1964) 1091; G. SAUDER, „Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold Gf. zu“: LThK³ 9 (2000) 1016f.

che bis zum Tod des heiligen Augustinus¹⁶. Die Doktorarbeit von Scheffczyk untersucht (ohne unkritische Glorifizierung) dieses wichtige Werk, das die katholische Kirchengeschichtsschreibung aus den flachen Wassern der Aufklärung herausführte. Unter dem Einfluss der Romantik sieht Stolberg die Kirche in einem neuen Licht, das heißt die Kirche als übernatürliche Wirklichkeit, die sich in der Geschichte konkretisiert als lebendige Überlieferung, als Einheit von Leben und Lehre. Die Beschäftigung mit den Epochen der Aufklärung und der Romantik hat Scheffczyk zweifellos geholfen, die verspätete Neuauflage der „Aufklärung“ in der Nachkonzilszeit zu überwinden. Bezeichnend hierfür scheint die Wertung der Aufklärungszeit in einem Lexikonartikel. Positive Gesichtspunkte werden nicht verschwiegen, aber vor allem hebt der Theologe einen schwerwiegenden Mangel hervor:

„Die Dominanz des Ethos über den Logos und der Vorrang des subjektiven Bedürfnisses vor dem objektiven Anspruch der Offenbarung widersprachen der tieferen Ordnung. So gab es zwar einige Reformen, die eine Erweiterung der positiven Theologie erbrachten und ihrer Verlebendigung dienten, aber keine durchgreifende Erneuerung. Diese erfolgte erst unter dem Einfluss von Romantik und Restauration im ersten Drittel des 19. Jh.“¹⁷.

Mit der Forschung über Stolberg beginnt für unseren Theologen auch eine tiefere Vertrautheit mit der deutschen Theologie des 19. Jahrhunderts mit ihren sehr verschiedenen Gesichtspunkten, deren Kenntnis auch für die Einschätzung der gegenwärtigen Theologie wertvoll ist¹⁸.

Mit der Doktorarbeit hatte sich Scheffczyk auf dem Feld der Kirchengeschichte bewegt. In der Folge wendete er sich aber der systematischen Theologie zu, ohne sein Interesse für geschichtliche Themen dabei zu verlieren. Unter der Leitung des Münchener Dogmatikers Michael Schmaus habilitierte er sich 1957 in München mit einer Arbeit über die Mariologie der Karolingerzeit¹⁹. In diesem international bekannten Standardwerk, das auch heute noch (nach fast 50 Jahren) als unverzichtbar gilt²⁰, gelang Scheffczyk die gewaltige Leistung, die Mariengestalt einer ganzen Geschichtsepoche darzustellen mit ihren historischen Bedingungen und ihrem systematischen Ertrag. Als Übergangsperiode von der Väterzeit zum Mittelalter ist die Karolingerzeit von besonderer Bedeutung²¹.

Die Habilitationsschrift begründet auch den Ruhm Scheffczyks als namhafter Mariologe. Seit deren Gründung im Jahre 1951 gehörte er der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Mariologie“ an. Auf deren Tagungen und Internationalen Kongressen der „Pontificia Academia Mariana Internationalis“ hielt er wichtige Vorträge. Weltweit bekannt als Mariologe ist er nicht zuletzt durch das sechsbändige Marienlexikon, das er gemeinsam mit dem Kirchenhistoriker Remi-

gius Bäumer herausgab²². Das Marienlexikon ist das umfangreichste Werk dieser Art im 20. Jahrhundert²³. Scheffczyks wissenschaftliche Bibliographie zur Mariengestalt umfasst über 200 Titel²⁴. Der Gottesmutter ist auch das am weitesten verbreitete Werk von Scheffczyk gewidmet (mit über 100.000 Exemplaren in verschiedenen Auflagen): die einzelnen Teile, die ursprünglich im Wiener Verlag des Rosenkranzschneekreuzzuges erschienen, befassen sich mit dem biblischen Zeugnis von Maria, mit ihrer Stellung im Glauben der Kirche, mit ihrer Verehrung und mit einer theologischen Deutung der Botschaft von Fatima²⁵.

Michael Schmaus, Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte, hat das theologische Profil von Leo Scheffczyk entscheidend geprägt²⁶. Als einer der einflussreichsten Theologen des 20. Jahrhunderts (1897–1993) ist Schmaus bekannt geworden besonders durch seine umfangreiche Dogmatik, die in drei verschiedenen Versionen erschien und in mehrere Sprachen übersetzt wurde²⁷. Das von der „Verkündigungstheologie“ beeinflusste Werk bot eine flüssigere Darstellung der Glaubenslehre als die neuscholastischen Handbücher. Die bessere Zugänglichkeit auch für Personen, die des Lateins nicht kundig waren, erreichte freilich nicht immer die begriffliche Präzision der Werke von Bartmann, Diekamp, Pohle-Gummersbach und Ott – um nur die wichtigsten zeitgenössischen Alternativen zu nennen. Für einen Studenten nicht leicht zu bewältigen ist auch der Umfang, der sich in den 60er Jahren auf ca. 5000 Seiten belief. Schmaus selbst setzt (für die Theologen) die Kenntnis der klassischen Lehrbücher voraus (!) und widmet darum den an sich notwendigen begrifflichen Klärungen nur wenig Raum²⁸. In den Werken Scheffczyks findet sich hingegen eine größere Aufmerksamkeit für die philosophische Grundlegung.

Die angedeuteten Grenzen der Schmaus'schen Dogmatik und die Neuheit seines Ansatzes hätten beinahe zu einer Indizierung des ersten Bandes geführt. Dieser Gefahr wurde freilich begegnet durch den persönlichen Einsatz von Martin Grabmann, dem akademischen Lehrer von Schmaus, bei Papst Pius XII. Andernfalls wäre die universitäre Laufbahn

²² L. SCHEFFCZYK – R. BÄUMER (Hrsg.), *Marienlexikon*, 6 Bde., St. Ottilien 1988–1994.

²³ Vgl. M. HAUKE, „Das neue Marienlexikon – ein Jahrhundertwerk für Theologie und Frömmigkeit“: *Offertenzeitung* 7–8/1993, 50f.

²⁴ Vgl. L. SCHEFFCZYK, *Die Mariengestalt im Gefüge der Theologie. Mariologische Beiträge* (Mariologische Studien XIII), Regensburg 2000, 279–291; ergänzt in DERS., *Maria, crocevia della fede cattolica* (Collana di Mariologia 1), Lugano 2002, 165–177.

²⁵ Jetzt in einem Band: L. SCHEFFCZYK, *Maria, Mutter und Gefährtin Christi*, Augsburg 2003. Dazu M. HAUKE: *Rivista teologica di Lugano* 9 (2004) 493–495; A. ZIEGENAUS: *Forum Katholische Theologie* 20 (2004) 73f.

²⁶ Vgl. R. HEINZMANN, „Die Identität des Christentums im Umbruch des 20. Jahrhunderts. Michael Schmaus zum 90. Geburtstag“: *MThZ* 38 (1987) 115–133; L. SCHEFFCZYK, *Michael Schmaus*. Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Sonderdruck, München 1993; DERS., „Erfahrung der Theologie in der Zeit“: *Theologisches* 34 (2004) 2–16, hier 3f.; M. LOCHBRUNNER, „Schmaus, Michael“: *Marienlexikon* 6 (1994) 23; F. COURTH, *Trinität. Von der Reformation bis zur Gegenwart* (HDG II/1c), Freiburg i. Br. 1996, 144–154; M. EDER, „Schmaus“: *BBKL* 9 (1995) 322–327; M. SEYBOLD, „Schmaus, Michael“: *LThK*³ 9 (2000) 172f.; M. LUGMAYR, *Gottes erstes Wort. Untersuchungen zur Schöpfungstheologie bei Leo Scheffczyk*, Fe-Medienverlag: Kisslegg 2005, 19–34.

²⁷ Erste Fassung: M. SCHMAUS, *Katholische Dogmatik*, 4 Bde., München 1938–1941; 8 Bde., München 1960–1965. Zweite Fassung: *Der Glaube der Kirche*, 2 Bde., München 1969–1970. Dritte Fassung: *Der Glaube der Kirche*, 13 Bde., St. Ottilien² 1979–1982. Ausführliche Rezensionen zur zweiten und dritten Version finden sich bei L. SCHEFFCZYK: *MThZ* 20 (1969) 330–334; *MThZ* 21 (1970) 356–359; *MThZ* 31 (1980) 62–70.

²⁸ Vgl. R. AUBERT, „Die Theologie während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“: H. Vorgrimler – R. Vander Gucht (Hrsg.), *Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert*, Bd. II, Freiburg i. Br. 1970, 7–70, hier 22.

¹⁶ F. L. VON STOLBERG, *Geschichte der Religion Jesu Christi*, 15 Bde., Hamburg 1806–1818 (Nachdr. Hildesheim 1974).

¹⁷ L. SCHEFFCZYK, „Aufklärung III. Die Theologie im Zeitalter der Aufklärung“: *LThK*² 1 (1957) 1063–1066, hier 1065f.; vgl. DERS., *Friedrich Leopold zu Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu Christi“*, 137–163.

¹⁸ Vgl. insbesondere L. SCHEFFCZYK (Hrsg.), *Theologie im Aufbruch und Widerstreit. Die deutsche katholische Theologie im 19. Jahrhundert*, Bremen 1965; DERS., „Theologie im Aufbruch: das 19. Jahrhundert“: W. Brandmüller (Hrsg.), *Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte* III, St. Ottilien 1991, 477–537.

¹⁹ L. SCHEFFCZYK, *Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit* (Erfurter Theologische Studien 5), Leipzig 1959.

²⁰ Vgl. etwa die Einschätzung von S. DE FIORES, *Maria sintesi di valori. Storia culturale della mariologia*, Cinisello Balsamo 2005, 163, Anm. 1.

²¹ S. a., in aller Kürze, L. SCHEFFCZYK, „Karolingerzeit I. Mariologie“: *Marienlexikon* 3 (1991) 512f.

des Theologen schon am Beginn zu einem jähen Ende gelangt²⁹.

Schmaus betont den existentiellen Gesichtspunkt der Dogmatik und die Begegnung mit den verschiedenen Fragen der Gegenwart, ohne dabei die Bedeutung der Neuscholastik zu verleugnen und ohne das Glaubensgut über Bord zu werfen. Zum theologischen Programm gehört auch der Dialog mit der evangelischen Theologie und die Aufmerksamkeit für die Religionen des Orients mit einer missionarischen Absicht³⁰. Für die systematische Darstellung ist wichtig der personalistische Ansatz, der später auch bei Scheffczyk im Zentrum steht: „Das imponierende Werk von Schmaus ist theologiegeschichtlich der erste Versuch, die gesamte Theologie von der Ich-Du-Beziehung her neu zu durchdenken“³¹. Während die Neuscholastik das „An-sich-Sein“ Gottes betont hatte (worin in der Tat der unverzichtbare Kern der dogmatischen Gotteslehre besteht), widmet Schmaus eine ganz besondere Aufmerksamkeit auf das „Für-mich-Sein“ der göttlichen Offenbarung³². Scheffczyk kennzeichnet die Anliegen der ersten Ausgabe der Schmaus-Dogmatik folgendermaßen:

In ihr erfuhren „die religiös-existentialen wie die wissenschaftlichen Antriebe der Zeit vor Beginn des Zweiten Weltkrieges eine gültige Zusammenfassung ... Das Positive des kerygmatischen Anliegen einer Aufhebung der Spannung zwischen Glaubenswissenschaft und Glaubensleben aufnehmend, doch ohne Preisgabe des wissenschaftlichen Erkenntnisweges, wurde hier der Versuch unternommen, das Dogma aus den Quellen der Schrift und der genuinen patristischen Tradition, die beide ausführlich zur Sprache kamen und nicht mehr nur in ‚dicta probantia‘ dargeboten wurden, zu erheben und es dem Verständnis einer Zeit aufzuschließen, die von der Lebensphilosophie Nietzsches und der an Einfluss gewinnenden Existenzphilosophie Heideggers und Jaspers‘ beeinflusst war“³³.

Schmaus lehrte zunächst in Freising (1924–1929) und dann (als Professor für Dogmatik) in Prag (1929–1933) und Münster (1933–1946). Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt er den Ruf, die 1939 von den Nazis geschlossene Katholisch-theologische Fakultät der Münchener Universität wieder aufzubauen. Mehrmals war er Dekan der Fakultät und zeitweise (1951–52) sogar Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität. Als er 1965 in Pension ging, folgte ihm Leo Scheffczyk nach auf dem Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte. Unter der Führung von Schmaus ermöglichte die Theologische Fakultät in den 50er Jahren, als erste auf der Welt, auch Laien beiderlei Geschlechtes ein Doktoratsstudium mit der theologischen Promotion. Auf vielfache Weise erscheint Schmaus als Wegbereiter des Zweiten Vatikanums, zu dessen Ergebnis er als Konsultor in den Vorbereitungskommissionen und als offizieller Peritus während der Sitzungsperioden beitrug (mit dem Aufgabenfeld: „Systematische und mittelalterliche Theologie“).

Die Öffnung für die Anliegen der Gegenwart ist verwurzelt in einer gründlichen Kenntnis der Geschichte. In seiner

Doktorarbeit, einem theologischen Klassiker, behandelt Schmaus die Trinitätslehre des hl. Augustinus³⁴. Außerdem kennt er die mittelalterliche Theologie gut: er ist Schüler Martin Grabmanns, dem die Theologie bahnbrechende Forschungen zur dogmengeschichtlichen Erschließung der Scholastik verdankt. Die Habilitationsschrift von Schmaus behandelt die Lehrunterschiede zwischen Thomas von Aquin und Duns Scotus, vor allem bezüglich der Dreifaltigkeit³⁵. Ausgehend von der eigenen wissenschaftlichen Vorbereitung, stellte Schmaus seinen Schülern (für das Doktorat und die Habilitation) fast ausschließlich Themen, die mit der Geschichte der Theologie in Väterzeit und Mittelalter verbunden waren. Eine „frontale“ Behandlung der großen systematischen Themen wurde so vermieden³⁶. Die Habilitationsschrift Scheffczyks zur Mariologie der Karolingerzeit fügt sich in diese Methode ein und ist nicht als Mangel an Systematik zu deuten. Schmaus gründete 1954 das Münchener Grabmann-Institut, das sich der Erforschung der mittelalterlichen Geisteswelt widmet (in Philosophie und Theologie)³⁷. Was von einem bekannten italienischen Theologen über Schmaus gesagt wird, gilt auch von Scheffczyk: er ist „ein Zeuge der klassischen katholischen Fähigkeit, sich mit Mäßigung dem Neuen zu öffnen, ohne das Alte dabei zu verraten“³⁸.

4. Theologieprofessor in Tübingen und München

Nach der Lehrtätigkeit in Königstein (1952–1959) wurde Scheffczyk als Professor der Dogmatik nach Tübingen berufen (1959–1965). Dort erfuhr er als Kollegen unter anderem Hans Küng, Alfons Auer und Herbert Haag³⁹. Über mehrere Jahre hinweg war er Mitherausgeber der „Tübinger Theologischen Quartalschrift“ (1962–1964). In der Theologiegeschichte ist die schwäbische Fakultät insbesondere durch die „Tübinger Schule“ bekannt. Zwischen 1817 und 1835 blühte dort eine theologische Richtung, die noch stark von der späten Aufklärung beeinflusst wurde, aber auch Anregun-

²⁹ Vgl. HEINZMANN, op. cit., 121.

³⁰ Vgl. M. SCHMAUS, *Katholische Dogmatik* I, München⁶ 1960, VII–VIII.

³¹ H. MÜHLEN, „Gnadenlehre“: R. Vander Gucht – H. Vorgrimler (Hrsg.), *Bilanz der Theologie im 20. Jh.*, Bd. III, Freiburg i. Br. 1970, 148–192, hier 158. Nach Mühlen ist Schmaus dabei beeinflusst durch das Werk von R. GUARDINI, *Welt und Person*, Würzburg 1939.

³² Vgl. HEINZMANN, op. cit., 120; SCHEFFCZYK: MThZ 20 (1969) 330.

³³ L. SCHEFFCZYK, „Grundzüge der Entwicklung der Theologie zwischen dem Ersten Weltkrieg und dem Zweiten Vatikanischen Konzil“: H. Jedin – K. Repgen (Hrsg.), *Handbuch der Kirchengeschichte* VII, Freiburg i. Br. 1979 (Sonderausgabe 1985), 263–301, hier 268 f.

³⁴ M. SCHMAUS, *Die psychologische Trinitätslehre des hl. Augustinus* (MBTh 11), Münster 1927; Nachdr. 1967. Einige Wertungen der augustianischen Lehre sind freilich problematisch, insbesondere die allzu schroffe Gegenüberstellung zwischen „griechischer“ und „lateinischer“ Trinitätslehre im Kielwasser Théodor de Régnons SJ. Augustinus leitet keineswegs, ebenso wenig wie Thomas, die Dreiheit der Personen aus der einen göttlichen Natur ab. Zu Schmaus vgl. COURTH, op. cit. (1996), 146 f. sowie die Kritik bei H. C. SCHMIDBAUR, *Personarum Trinitas. Die trinitarische Gotteslehre des heiligen Thomas von Aquin* (MThSt II,52), St. Ottilien 1995, 140 f. 188 f. (u. ö.).

³⁵ M. SCHMAUS, *Der Liber Propugnatorius des Thomas Anglicus und die Lehrunterschiede zwischen Thomas von Aquin und Duns Scotus*, Bd. II: *Die trinitarischen Lehrdifferenzen* (Beiträge zur Philosophie und Theologie des Mittelalters 29), Münster 1930.

³⁶ Vgl. die Liste der Dissertationen bei L. SCHEFFCZYK – R. HEINZMANN – W. DETTLOFF (Hrsg.), *Wahrheit und Verkündigung* I, Paderborn 1967, XXXIV–XXXVIII.

³⁷ Vgl. U. HORST, „Grabmann, Martin/Grabmann-Institut“: LThK³ 4 (1995) 971 f. Zu Grabmann s. a. W. IMKAMP, „Theologie von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs“: W. Brandmüller (Hrsg.), *Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte* III, St. Ottilien 1991, 540–651, hier 627–629.

³⁸ A. MILANO, *La Trinità dei teologi e dei filosofi*, Neapel 1987, 246: „Un testimone della classica capacità cattolica di aprirsi con moderazione al nuovo senza tradire l'antico è Michael Schmaus“.

³⁹ Über die auf der persönlichen Ebene freundlichen Kontakte mit seinem Dogmatikerkollegen in Tübingen vgl. H. KÜNG, *Erkämpfte Freiheit. Erinnerungen*, München 2002, 443 f. 591. Das von Küng beklagte „üble Pamphlet“ ist eine engagierte Streitschrift, welche die Sachlage bestens auf den Punkt bringt: L. SCHEFFCZYK, *Aufbruch oder Abbruch des Glaubens? Zum Buch H. Küngs „Christ sein“*, Stein am Rhein 1976; vgl. DERS., *Kursänderung des Glaubens? Theologische Gründe zur Entscheidung im Fall Küng*, Aschaffenburg² 1980.

gen des Deutschen Idealismus und der Romantik in sich aufnahm. Die Kenntnis des mittelalterlichen Geisteserbes war dort freilich weniger verbreitet. Die Tübinger Schule stellte damals die Inkarnation als Systemprinzip in den Mittelpunkt und war bemüht, eine „organische“ Synthese der Glaubenswahrheiten zu erarbeiten. Scheffczyk beschäftigte sich sehr intensiv mit den Vertretern der Tübinger Schule⁴⁰, dem „goldenen Zeitalter“ der Tübinger Fakultät, mit dem sich bereits Josef Rupert Geiselman, Vorgänger Scheffczyks auf dem Dogmatiklehrstuhl und Nachfolger Karl Adams, auseinandergesetzt hatte⁴¹. Als „das leuchtendste Gestirn am Himmel der Katholischen Tübinger Schule“ tritt dabei Johann Adam Möhler hervor († 1838)⁴². Während der junge Möhler, im Gefolge seines Lehrers Johann Sebastian von Drey und nicht unbeeinflusst von Hegel, nur den göttlichen Faktor als Prinzip der Geschichte anerkannte, entdeckt er später die systematische Bedeutung der menschlichen Mitwirkung in der Heilsgeschichte. „Von diesem Grundsatz ausgehend, kann Möhler in seinem zentralen Werk, der ‚Symbolik‘ (1832), nicht nur die protestantische Lehre kritisieren und den Irrtum letztlich auf eine unvollständige Anthropologie zurückführen, sondern auch die Grundwahrheiten des katholischen Glaubens in ein gültiges Licht und eine den Menschen anziehende Beleuchtung heben.“

Die in diesem Werk erreichte Schau der Kirche und des Katholizismus als Einheit von Göttlichem und Menschlichem, von Mystischem und Vernunftgemäßen, von Subjektivem und Objektivem stellt das tiefste und lebendigste Wort über die Kirche dar, das in der Tübinger Schule gesprochen wurde. Es war zugleich auch die deutlichste Demonstration der neuerwachten Kirchlichkeit, die lange Zeit nachwirken sollte⁴³.

Die Möhler'sche „Symbolik“ ist eine auch heute noch sehr lesenswerte Gegenüberstellung der katholischen und der protestantischen Lehrauffassungen⁴⁴. Die Unterschiede werden dabei nicht zu einer „versöhnten Verschiedenheit“ verflacht, sondern in ihrem Wahrheitsanspruch ernst genommen. Gleichzeitig erweist sich hierbei der katholische Glaube als harmonisches Ganzes, in dem jedes Detail seinen Sinn hat wie die Pfeiler und Kapitelle in einer gotischen Kathedrale. Eines der schönsten Werke von Scheffczyk, die Darstellung des spezifisch Katholischen in der „Katholischen Glaubenswelt“, atmet deutlich den Einfluss Möhlers⁴⁵.

Die Zeit in Tübingen blieb für Leo Scheffczyk freilich nur ein Zwischenspiel. Als der Lehrstuhl seines Lehrers in München, Michael Schmaus, frei wurde, berief ihn die dortige Fakultät als dessen Nachfolger (obwohl es an qualifizierten Mitbewerbern nicht fehlte: man denke nur an Joseph Ratzinger, der später nach dem Fortgang Scheffczyks von Münster nach Tübingen wechselte). Zwanzig Jahre lang war Scheffczyk in München Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte (1965–1985). Als zweiter Dogmatiker wirkte dort fast zur gleichen Zeit (1968–1986) der bayerische Theologe Josef Finkenzeller. In dem genannten Zeitraum hatte die Münchener Theologische Fakultät den Ruf eines gewissen

Gleichgewichtes zwischen „progressiven“ und „konservativen“ Strömungen, während in Tübingen eine „progressistische“ Ausrichtung dominierte. In der Nachfolge von Schmaus wurde Scheffczyk Mitherausgeber der „Münchener Theologischen Zeitschrift“ (1966–1984). Als die Zeitschrift (bzw. deren Namen) nach einem Gerichtsprozess von der Theologischen Fakultät übernommen wurde, setzten die Herausgeber (Scheffczyk, Ziegenaus und Krenn) das Unternehmen unter einem neuen Titel fort, dem ein noch größerer Erfolg beschieden war: das „Forum Katholische Theologie“ (seit 1985).

Ich selbst durfte Scheffczyk kennen lernen während meiner in München verbrachten „Freisemester“ (1977–1978) und vor allem während meines Promotionsstudiums bei ihm (1980–1981). Von der Persönlichkeit des Professors und seiner theologischen Lehre war ich tief beeindruckt. In ihm war eine gründliche Kenntnis der Überlieferung verbunden mit einer hellwachen kritischen Offenheit für alle neuen Entwicklungen. Die Vorlesungen waren brillant in ihrer Klarheit und von der Literaturlauswertung her immer auf dem neuesten Stand. Beeindruckend waren für mich die Reaktionen des akademischen Lehrers auf die Zwischenfragen von Studenten. Während manche Kollegen diese Fragen eher als lästig empfinden oder die Antwort schon „wissen“, bevor das Gefragte überhaupt formuliert worden ist, hat Scheffczyk zunächst einmal genau hingehört und dabei auch die „Zwischentöne“ gespürt, um das einschlägige Thema in den rechten Zusammenhang einzuordnen. Die Antworten waren vorbildlich, sowohl im Blick auf den Inhalt als auch auf dessen didaktische Vermittlung. Das Gleiche gilt auch für die Seminare, die herausragten durch die hervorragende und oft originelle Themenauswahl sowie durch den umfassenden geistigen Horizont, der auch die Philosophie und verschiedene Aspekte der zeitgenössischen Wissenschaften einbezog. Ich erinnere mich etwa an ein Seminar unter dem Titel „Symbol und Sakrament“, in dem unter den unterschiedlichsten Gesichtspunkten das Vorverständnis für die Wirklichkeit des Sakramentalen beleuchtet wurde. Scheffczyk war geistig aufgeschlossen für den ganzen Bereich der Wahrheit, wo immer sie auch zu finden war, aber keineswegs ein Liebhaber kurzlebiger Modeströmungen. Er selbst hat sich einmal folgendermaßen charakterisiert: er wolle für sich „beanspruchen, dass er weder ‚rechts‘ noch ‚links‘ steht, sondern dass er geht, sogar *weitergeht*, aber auf *dem Wege*, den die ‚Catholica‘ bisher auch gegangen ist“⁴⁶.

5. Die „zwei Augen“ der Theologie im Werk Leo Scheffczyks

Nach einem bekannten (wenngleich tragisch geendeten) Münchener Theologen des 19. Jahrhunderts (Ignaz von Döllinger) braucht die Glaubenswissenschaft zwei scharfe Augen: ein historisches Auge für die geschichtliche Entwicklung und ein philosophisches Auge für den denkerischen Zusammenhang der Offenbarungswahrheiten⁴⁷. Viele Theologen sind gleichsam auf einem Auge kurzsichtig (manchmal vielleicht sogar auf beiden). Leo Scheffczyk dagegen weiß die genaue Analyse komplizierter geschichtlicher Sachverhalte zu verbinden mit der synthetischen Zusammenschau der

⁴⁰ Vgl. SCHEFFCZYK, *Theologie im Aufbruch und Widerstreit*, passim.

⁴¹ Vgl. L. SCHEFFCZYK, „J. R. Geiselman – Weg und Werk“: ThQ 150 (1970) 385–395.

⁴² SCHEFFCZYK, *Theologie im Aufbruch und Widerstreit*, XV.

⁴³ Op. cit., XVIII.

⁴⁴ Die neueste Ausgabe: J. A. MÖHLER, *Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften*, Köln – Olten 1958.

⁴⁵ L. SCHEFFCZYK, *Katholische Glaubenswelt. Wahrheit und Gestalt*, Aschaffenburg 1977; ²1978.

⁴⁶ SCHEFFCZYK, *Katholische Glaubenswelt*, 11.

⁴⁷ Vgl. L. SCHEFFCZYK, *Grundlagen des Dogmas. Einleitung in die Dogmatik* (Katholische Dogmatik I), Aachen 1997, 204.

großen Linie der Glaubenslehre, wobei im Gesamtwerk der Akzent auf der Systematik liegt⁴⁸.

Die Habilitationsschrift über die Mariologie der Karolingerzeit bezeugt ein intensives Schaffen, das die geschichtliche Entwicklung der Glaubenswahrheiten nachzeichnet. Die tiefgründige Kenntnis der Theologiegeschichte zeigt sich nicht zuletzt seit 1968 in der Mitherausgabe des „Handbuches der Dogmengeschichte“, das über 50 Bände umfasst. Bis zur Vollendung des Jahrhundertwerkes fehlen nur noch wenige Traktate. Die anspruchsvolle Arbeit hatte 1951 begonnen mit den Herausgebern Michael Schmaus, Josef Geiselman und Alois Grillmeier. Zwei Bände des „Handbuches“ stammen von Scheffczyk selbst und stehen für zwei wichtige Themen, die der Theologe auch in anderen Veröffentlichungen entfaltet: die Lehre von der Schöpfung und Vorsehung⁴⁹ sowie die Erbsündenlehre in ihrer Entwicklung bis zu Augustinus⁵⁰. Beachtenswert ist dabei auch die Vergewisserung um den systematischen Ansatz der Dogmengeschichtsforschung⁵¹.

Die organische Zusammenschau der Glaubenswahrheiten wird gekrönt durch die achtbändige „Katholische Dogmatik“, die Leo Scheffczyk gemeinsam mit seinem Schüler und Kollegen Anton Ziegenaus herausgegeben hat (1996–2003). Scheffczyk hat hier in den letzten Jahren die Bände veröffentlicht über die Einführung in die Dogmatik, über das Geheimnis Gottes, über die Schöpfungslehre und über die Gnade. In diesem Werk finden wir die reife Synthese eines jahrzehntelangen intensiven theologischen Schaffens⁵². Die vier Bände sind freilich nur ein repräsentativer Ausschnitt aus einem riesigen Werk, das den gesamten Bereich der Dogmatik umfasst (und darüber noch hinausgeht). Das Eintreten in den „Ruhestand“ (1985) gilt keineswegs für den Bereich der Veröffentlichungen. Beachtlich ist dabei auch die innige Verbundenheit mit den Anliegen der einfachen Gläubigen, was sich in unzähligen Vorträgen und Predigten zeigt. Aus der Feder von Scheffczyk stammen ungefähr 1.500 Veröffentlichungen, darunter circa 60 Monographien, 1.000 Artikel für Zeitschriften und Lexika und über 400 Rezensionen. Viele Werke sind in fremde Sprachen übersetzt: italienisch, spanisch, portugiesisch, französisch, englisch, niederländisch, ungarisch und polnisch. Es gibt kaum ein Thema der systematischen Theologie, mit dem sich der schlesische Theologe nicht befasst hätte⁵³.

Ein hervorragender Einstieg wird geboten durch drei Bände seiner gesammelten Schriften, deren 76 Beiträge eine Auswahl von Themen bieten aus dem gesamten Bereich der

dogmatischen Theologie⁵⁴. Überaus wichtige Abhandlungen finden sich auch in zwei von David Berger herausgegebenen Nummern der Reihe „Quaestiones non disputatae“: dabei geht es um den richtigen Weg des Ökumenismus und das Zentrum des Glaubens in der Christusgestalt⁵⁵. In der gleichen Reihe hat der Münchener Dogmatiker schon zuvor einen Durchblick zur Lehre von der Kirche gegeben, die im Zentrum der nachkonziliaren Diskussionen steht⁵⁶. Die italienische Übersetzung dieses wichtigen Werkes erschien 1998 mit einem Vorwort von Joseph Kardinal Ratzinger. In der Zeit nach dem Zweiten Vatikanum, betont der damalige Präfekt der Glaubenskongregation, habe es eine „oft einseitige und parteiische“ Deutung der wichtigsten Konzilsdokumente gegeben. Diese Fehlinterpretation hat „in vielen Bereichen der katholischen Welt eine tief greifende Krise hervorgerufen. Diese Krise findet ihre tiefste Wurzel in einem verbreiteten Verlust des ‚katholischen‘ Sinnes der Wirklichkeit ‚Kirche‘. Vielen, auch Katholiken, erscheint die Kirche als menschliche Konstruktion, ein Werkzeug, das von der Gemeinschaft der Christen geschaffen wurde und das man nach Gutdünken gemäß den zeitgenössischen Erfordernissen neu organisieren kann“. Zurückzugewinnen sei „die Überzeugung, dass die Kirche nicht uns gehört, sondern *dem Herrn*“. Scheffczyk zeige vor allem „die vollständige Kontinuität der Lehre des Zweiten Vatikanums mit der vorausgehenden Ekklesiologie. Gleichzeitig weist er auf die Entwicklung und den Fortschritt im Verständnis des Geheimnisses der Kirche. Zweitens beweist er, dass der Gegensatz zwischen dem Auftrag der konziliaren Erneuerung und der Krise nach dem Konzil die Folge einer einseitigen, selektiven und letzten Endes abwegigen Deutung“ des Zweiten Vatikanums darstellt. „Der wichtigste Vorzug des Buches ist es zweifellos, dem Leser sichere Bezugspunkte zu liefern, angesichts der tiefen Kenntnis, die der Verfasser besitzt von den Zeugnissen der Überlieferung, den Weisungen des Lehramtes und dem systematischen Nachdenken der Theologie, im Zusammenhang einer realistischen Darstellung der gegenwärtigen Lage, in der die Kirche lebt und wirkt“⁵⁷.

Ein besonders reichhaltiges Erbe hinterlässt Leo Scheffczyk für den Bereich der Schöpfungslehre, den neuentens die sehr lesenswerte Doktorarbeit von Martin Lugmayr behandelt⁵⁸. Obwohl dieser Bereich eigentlich das ideale Feld wäre für eine Begegnung zwischen der Theologie und den übrigen Wissenschaften, hat sich die Theologie der letzten Jahrzehnte häufig (besonders krass in den 60er und 70er Jahren) in ein Ghetto zurückgezogen. Dies zeigt sich nicht zuletzt in billigen Zugeständnissen an eine neodarwinistische Evolutionslehre, die für das „Verdunsten“ des Glaubens eine große Verantwortung trägt. Der christliche Glaube wird dagegen in ein existentialistisches Reservat verfrachtet, das mit der harten Realität der Naturwissenschaften nichts mehr zu tun hat. Leo Scheffczyk hat freilich über Jahrzehnte hinweg

⁴⁸ Vgl. etwa die Würdigung von P. RODRIGUEZ, „Palabras pronunciadas ... en elogio del Prof. Leo Scheffczyk“: AA. VV., *Discursos pronunciados en la investidura del grado de doctor „honoris causa“*, Universidad de Navarra: Pamplona 1994, 37f.: „El Prof. Scheffczyk, ... que tiene ese nada común conocimiento de la historia de los problemas teológicos, es ante todo un teólogo sistemático, que ha recorrido en su docencia y en sus publicaciones todos los ámbitos de la Dogmática ... Esa ingente producción ... manifiesta no sólo un enciclopédico dominio de la Teología, sino – mas aun – la intensidad y la calidad con que nuestro doctorando posee el hábito teológico“.

⁴⁹ L. SCHEFFCZYK, *Schöpfung und Vorsehung* (HDG II/2a), Freiburg i. Br. 1963; das Werk wurde übersetzt ins Französische, Englische und Spanische.

⁵⁰ L. SCHEFFCZYK, *Urstand, Fall und Erbsünde. Von der Schrift bis Augustinus* (HDG II/3a, I. Teil), Freiburg i. Br. 1981

⁵¹ L. SCHEFFCZYK, „Katholische Dogmengeschichtsschreibung. Tendenzen – Versuche – Resultate“: W. Löser u. a. (Hrsg.), *Dogmengeschichte und katholische Theologie*, Würzburg 1985, 119–147.

⁵² L. SCHEFFCZYK – A. ZIEGENAUS, *Katholische Dogmatik I–VIII*, Aachen 1996–2003. Dazu M. HAUKE, „Die ‚Katholische Dogmatik‘ von Scheffczyk und Ziegenaus“: *Klerusblatt* 84 (2004) 66f.

⁵³ Genaue Ziffern lassen sich erst nennen, wenn eine wissenschaftliche Gesamtbibliographie veröffentlicht ist. Eine umfangreiche Vorarbeit ist inzwischen auf der Internet-Seite des Kardinals einsehbar (vgl. o. Anm. 1).

⁵⁴ L. SCHEFFCZYK, *Schwerpunkte des Glaubens* (Gesammelte Schriften zur Theologie [I]), Einsiedeln 1977; *Glaube als Lebensinspiration* (Gesammelte Schriften zur Theologie [II]), Einsiedeln 1980; *Glaube in der Bewährung* (Gesammelte Schriften zur Theologie [III]), St. Ottilien 1991.

⁵⁵ L. SCHEFFCZYK, *Ökumene. Der steile Weg der Wahrheit* (Quaestiones non disputatae VII), Siegburg 2004; *Der Einziggeborene. Christusbekenntnis und Christusverehrung* (Quaestiones non disputatae IX), Siegburg 2005.

⁵⁶ L. SCHEFFCZYK, *Aspekte der Kirche in der Krise. Um die Entscheidung für das authentische Konzil* (Quaestiones non disputatae I), Siegburg 1993.

⁵⁷ J. RATZINGER, „Presentazione dell’edizione italiana“: L. SCHEFFCZYK, *La Chiesa*, Milano 1998, 9–11 (Übersetzung von Hauke).

⁵⁸ M. LUGMAYR, *Gottes erstes Wort. Untersuchungen zur Schöpfungstheologie bei Leo Scheffczyk*, Fe-Medienverlag: Kisslegg 2005.

den Dialog mit Wissenschaftlern anderer Disziplinen gesucht. Dies zeigt sich etwa seit 1972 in seiner Mitarbeit in der „Görresgesellschaft“, in der katholische Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen zusammenarbeiten bei einer interdisziplinären Forschung im Horizont des Glaubens; in der wissenschaftlichen Reihe „Grenzfragen“ gab Scheffczyk mehrere Bände heraus.

In die gleiche Richtung geht seine ebenfalls jahrzehntelange Mitarbeit an der Gustav-Siewerth-Akademie, die aus christlicher Sicht eine philosophische Bildung vermittelt in enger Tuchfühlung mit den Naturwissenschaften. Bezeichnend ist dabei der Ursprung der Akademie in den Wirren der Studentenrevolution. Die Gründerin ist Baronin Alma von Stockhausen, langjährige Professorin für Philosophie an der Universität Freiburg im Breisgau. Als deren Vorlesungen gewaltsam von marxistischen Studenten unterbunden wurden, so dass zeitweise gar keine Lehrtätigkeit für sie möglich war, bot sie private Vorlesungen und Seminare in ihrer Wohnung im Schwarzwald an (Weilheim-Bierbronnen). Prof. von Stockhausen lud auch ihre Gegner ein, insbesondere zu einem Seminar über den jungen Marx. Das von den Quellen ausgehende Studium des Denkens von Karl Marx öffnete vielen jungen Studenten die Augen; nicht wenige marxistische Rabauken wurden in der Folge zu gläubigen Christen. Die Akademie der Baronin von Stockhausen lud in der Folge berühmte Persönlichkeiten zu wichtigen Themen ein, darunter Joseph Ratzinger und Hans Urs von Balthasar. Inzwischen ist die Gustav-Siewerth-Akademie als philosophische Hochschule staatlich anerkannt. Neben einer theologischen Grundausbildung bietet sie mittlerweile auch ein Studium der Soziologie und der Journalistik. Ihre räumlichen Kapazitäten und finanziellen Mittel sind begrenzt, bieten aber die Möglichkeit zu einem intensiven geistigen Austausch in einer familiären Atmosphäre. Die Vorträge von Leo Scheffczyk gehörten zweifellos zu den Höhepunkten im Leben der Akademie.

Lohnenswert wäre es nun, im einzelnen die von unserem Theologen behandelten Bereiche vorzustellen⁵⁹. Dieser Versuch würde freilich den Rahmen eines Nachrufes sprengen. Hingewiesen sei freilich auf das meines Erachtens typischste Werk von Leo Scheffczyk: die originelle systematische Zusammenschau der Theologie unter dem Titel: „Katholische Glaubenswelt“⁶⁰. Der Theologe analysiert hier die typischen Kennzeichen des katholischen Glaubens, unterschieden in formgebende, inhaltliche und existentielle Prinzipien. Das tiefgründige und trotzdem sehr eingängige Werk ist in der Lage, neue Freude am Katholischsein zu erwecken und an der Fülle der Wahrheit, die nur in der von Christus gestifteten und vom Nachfolger Petri geleiteten Kirche zu finden ist.

6. Das Spezifikum der Scheffczyk'schen Theologie

Worin besteht das Originelle in der Theologie von Leo Scheffczyk? Diese Frage würde der verstorbene Kardinal selbst vielleicht als unsachgemäß ablehnen und das „sinnreiche Leitwort“ Immanuel Kants zitieren: „Wenn man Erfinder sein will, so verlangt man, der erste zu sein, will man nur

Wahrheit, so verlangt man Vorgänger“⁶¹. Scheffczyk ging es in keiner Weise darum, sich selbst in das Licht der Öffentlichkeit vorzudrängen, sondern um den demütigen Dienst an der Wahrheit, die in Christus Mensch geworden ist und in der Kirche erfahrbar wird. Er war kein Modetheologe, der mit hängender Zunge dem rasenden Zug des Zeitgeistes hinterher eilt, sondern hat stets mit großer Behutsamkeit alle Spuren der Wahrheit im Geiste des Glaubens zu sammeln gesucht. Wer um jeden Preis originell sein möchte, wiederholt oft nur längst überholte Fehler der Vergangenheit, ohne diese vorher zu kennen. Gerade die historische Belesenheit Scheffczyks hat ihn dazu veranlasst, vor einer eigenen Stellungnahme erst einmal aufmerksam die „Vorgänger“ zu studieren. Diese Ausgewogenheit lässt sich nicht mit wenigen Schlagworten zusammenpressen.

Nichtsdestoweniger sind einige Beobachtungen möglich zur typischen Gestalt der Theologie von Leo Scheffczyk. Auf der sprachlichen Ebene ist kennzeichnend das erfolgreiche Bemühen um geistige Klarheit. Ohne formalistisch zu werden, bietet der Theologe auch Beschreibungen und Definitionen des Formalobjektes seiner Forschungen. Diese Sorgfalt ist in der neueren Theologie keineswegs selbstverständlich.

Scheffczyk besaß die Fähigkeit, ein Argument und eine geschichtliche Tatsache von allen Seiten her zu beleuchten. Auf diese Weise gelingt es ihm auch, die Spannungen und inneren Widersprüche in den Darlegungen der geistigen Gegner ausfindig zu machen. Die genaue Analyse verliert sich dabei freilich nicht in allen möglichen Einzelheiten, sondern geht einher mit der Fähigkeit, eine geistige Synthese zu erstellen. Ein Beispiel für dieses Zusammenspiel von Analyse und Synthese ist die umfangreiche Monographie über die Auferstehung Christi: auf der einen Seite werden die Positionen der Rationalisten nach allen Regeln der Kunst seziert und mit den geschichtlichen Daten des Neuen Testaments konfrontiert; auf der anderen Seite beschränkt sich die Darlegung nicht auf die Apologetik, sondern gipfelt in einer ausführlichen systematischen Darlegung, worin die Auferstehung Christi als „Prinzip des christlichen Glaubens“ erscheint, das auf alle Bereiche der christlichen Botschaft abfärbt⁶². Fundamentaltheologie und Dogmatik sind dabei harmonisch miteinander verbunden. Dem Vernehmen nach hat Papst Johannes Paul II. (vor der Kardinalserhebung Scheffczyks) dieses wichtige Werk in polnischer Übersetzung gelesen und war tief beeindruckt. Die Verbindung zwischen Analyse und Synthese geht dabei einher mit dem bereits angedeuteten ausgewogenen Verhältnis zwischen dem dem „historischen“ und dem „philosophischen“ „Auge“ der Theologie.

Was die philosophische Grundlage betrifft, so bindet sich Scheffczyk an keine bestimmte Schule, weiß sich aber der metaphysischen Tradition verpflichtet, die seit der Väterzeit die denkerischen Grundfragen, die dem Glauben logisch als *praeambula fidei* vorausgehen, im Sinne des erkenntnistheoretischen Realismus darstellt. Neben dem philosophischen Denken des Mittelalters, das die Ansätze der Kirchenväter integriert, ist für Scheffczyk wichtig, wie schon für Schmaus, der Ansatz des Personalismus. Diese „vornehmlich personal

⁵⁹ Ein Ansatz dazu findet sich bei M. HAUKE, *Ganz und gar katholisch. Ein erster Einblick in das theologische Werk von Leo Cardinal Scheffczyk*, Buttenwiesen 2003; DERS., „*Introduzione all'opera e alla mariologia del cardinale Leo Scheffczyk*“; L. SCHEFFCZYK, *Maria, crocevia della fede cattolica* (Collana di Mariologia 1), Lugano 2002, 11–39.

⁶⁰ Aschaffenburg 1977; ²1978.

⁶¹ I. KANT, *Reflexionen* 2159 (Akademie-Ausgabe 26, 235), zitiert in L. SCHEFFCZYK, „*Die Trinitätslehre des Thomas von Aquin im Spiegel gegenwärtiger Kritik*“: *Divinitas* 39 (1995) 211–238, hier 229.

⁶² L. SCHEFFCZYK, *Auferstehung. Prinzip christlichen Glaubens*, Einsiedeln 1976.

begründete Metaphysik⁶³ beschreibt die menschliche Wirklichkeit als Begegnung zwischen Personen, eine Begegnung, die ihren Höhepunkt in der Freundschaft mit Jesus Christus findet, mit dem Gottmenschen in der Gemeinschaft der Kirche. Diese personalistische Prägung zieht sich wie ein roter Faden durch alle systematischen Abhandlungen unseres Theologen⁶⁴. Die systematische Entwicklung verbindet sich vor allem mit der „Theologie des Wortes“: das Heilsgeschehen zeigt sich als Wechselspiel zwischen der wirksamen Anrede durch Gottes Wort und der Antwort von Seiten des Menschen. „Die fundamentale Bedeutung der ‚Theologie des Wortes‘ bei Scheffczyk liegt darin, dass der Extrinsezismus durch die personale Beziehungsgröße des Wortes in den verschiedensten Traktaten der Theologie – vor allem in der Gnadenlehre – überwunden werden kann, ohne dabei in einen Intrinsezismus zu verfallen“⁶⁵. Schon kraft der Schöpfung ruft der Logos, das ewige Wort Gottes, den Menschen zu einer Antwort. So wird der Extrinsezismus überwunden, der die Offenbarung nur als Faktor sieht, der von außen her auf den Menschen zukommt. Der Mensch ist offen für das Ereignis der Offenbarung und der Gnade, ähnlich das Ohr auf das menschliche Wort hin ausgerichtet ist, ohne damit freilich die göttliche Offenbarung und die freie Gabe der Gnade aus der Struktur des Menschen abzuleiten.

Im personalistischen Ansatz gleicht die Theologie von Leo Scheffczyk den geistigen Denkwegen von Joseph Ratzinger und Hans Urs von Balthasar, die ebenfalls die personale Begegnung, den „Dialog“ von Gott und Mensch, ins Zentrum stellen⁶⁶. Der Personalismus von Scheffczyk erreicht seinen Höhepunkt im theologischen Traktat von der Gnade, wenn die persönliche Freundschaft zum Schlüssel wird, um die Beziehung zwischen Natur und Gnade zu vertiefen⁶⁷.

Eine ganz andere Färbung findet sich hingegen in der Transzendentaltheologie Rahner'scher Prägung, die dazu neigt, sämtliche Glaubensinhalte aus dem geistigen Horizont abzuleiten, den der „Hörer des Wortes“ kraft seines Transzendenzbezuges „immer schon“ in sich trägt. Die Neuheit und Gnadenhaftigkeit des christlichen Ereignisses drohen dabei in der „transzendentalen Erfahrung“ zu versinken, die sich in allen Menschen aller Zeiten findet. Die kritische Distanz zur Transzendentaltheologie zeigt sich in fast allen dogmatischen Traktaten Scheffczyks⁶⁸. Die Ansätze Rahners werden keineswegs als Ganzes zurückgewiesen, aber der Münchener Dogmatiker ist eindeutig gegen die Anleihen aus dem Deutschen Idealismus, die dem gesunden Menschenverstand

zuwider laufen und die Bedeutung der *praeambula fidei*, wie sie die christliche Tradition erschließt, nicht einholen können. Die Gegnerschaft zur Transzendentaltheologie bekundet sich seit der Mitte der 60er Jahre und wird in aller Klarheit offenkundig durch die kritische Rezension des Rahner'schen „Grundkurs des Glaubens“ in der Zeitschrift „Communio“ 1977⁶⁹.

Die fragwürdige Öffnung zum Deutschen Idealismus in manchen Strömungen der modernen Theologie ist entscheidend begründet durch den Blick auf die protestantische Theologie, ohne die Kant und Hegel geistesgeschichtlich überhaupt nicht zu verstehen sind. Scheffczyk hat unter anderem einen Beitrag geschrieben zur Absolutheit des Christentums nach Hegel, worin unser Theologe einige positive Gesichtspunkte sichtet, aber die Gesamtausrichtung eindeutig zurückweist⁷⁰. Scheffczyk kennt sehr genau die verschiedenen Verästelungen der deutschen protestantischen Systematik in der Gegenwart und nimmt darauf des Öfteren Bezug. Bei der behutsamen kritischen Sichtung überwiegt freilich der Gegensatz. Da der „real existierende Ökumenismus“ trotz bester Absichten nicht selten den Schatz des katholischen Glaubens ruiniert, betont Scheffczyk mit aller Deutlichkeit die organische Einheit der gesamten Glaubenslehre, deren Wahrheitsanspruch in keiner Weise in Frage gestellt werden darf. Die Kenntnis und kritische Benutzung der protestantischen Theologie geht einher mit einer klaren katholischen Identität.

Die souveräne Kenntnis der Dogmengeschichte befähigte Scheffczyk auch zu einer mutigen Kritik der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“. Die gründlichsten Stellungnahmen sind zuerst in „Theologisches“ erschienen und zeigen, dass Treue zum Papsttum auch für einen Kardinal eine kritische Komponente in sich tragen kann⁷¹.

Neben der ökumenischen und kontroverstheologischen Prägung ist wichtig das Ineinander von Schöpfungstheologie und Heilsgeschichte. Die dogmatische Reflexion geht auf die Heilsgeschichte, in der sich der Gott offenbart, der die Welt geschaffen hat. Schöpfung und Heilsgeschichte haben als gemeinsamen Grund und letztes Ziel den Gottmenschen Jesus Christus. Der Christozentrismus ist stark entwickelt, ohne dabei zu einem Christomonismus zu werden, der die relative Autonomie der Schöpfung auflösen würde.

Stark ausbaufähig scheint in vielen früheren Arbeiten Scheffczyks die Bezugnahme auf Thomas von Aquin und die systematische Theologie der Scholastik. Die Situation ändert sich freilich in den 80er Jahren, gefördert durch die Gegenwart eines amerikanischen Doktoranden deutschsprachiger Herkunft, des Dominikaners Richard Schenk, der unserem Theologen jahrelang als Assistent zur Seite stand. Seine bei Scheffczyk angefertigte Doktorarbeit vergleicht auf kritische Weise die Anthropologien von Karl Rahner und Thomas von Aquin⁷². Ein beachtlicher Lernprozess zeigt sich etwa im Bereich der Trinitätstheologie: in seinem Beitrag für „Mysterium salutis“ (1967) folgt der Theologe seinem Lehrer

⁶³ Kennzeichnend ist hier das Vorwort zu dem zuerst erschienenen Band der „Katholischen Dogmatik“: L. SCHEFFCZYK – A. ZIEGENAUS, „Vorwort“: L. SCHEFFCZYK, *Der Gott der Offenbarung. Gotteslehre* (Katholische Dogmatik II), Aachen 1996, 11 f., hier 12: Die „heilsgeschichtlichen Daten und Fakten, die im Dogma der Kirche eine geisterfüllte Repräsentanz gewinnen, [müssen] mit den Mitteln des Denkens erschlossen und verifiziert werden, wozu die Heranziehung der Philosophie und einer bestimmten (vornehmlich personal begründeten) Metaphysik unumgänglich ist“.

⁶⁴ Vgl. dazu besonders LUGMAYR, *Gottes erstes Wort*, 90–104, 227 ff.

⁶⁵ A. FELDER, *Wort – Strukturprinzip der Theologie. Zur „Theologie des Wortes“ bei Leo Scheffczyk*, St. Ottilien 1993, 453.

⁶⁶ Vgl. etwa G. MARCHESI, *La cristologia trinitaria di Hans Urs von Balthasar* (Biblioteca di Teologia Contemporanea 94), Brescia 1997, 135–138; G. NACHTWEI, *Dialogische Unsterblichkeit. Eine Untersuchung zu Joseph Ratzingers Eschatologie und Theologie* (Erfurter Theologische Studien 54), Leipzig 1986.

⁶⁷ L. SCHEFFCZYK, *Die Heilswerklichkeit in der Gnade. Gnadenlehre* (Katholische Dogmatik VI), Aachen 1998, passim.

⁶⁸ Siehe etwa L. SCHEFFCZYK, *Grundlagen des Dogmas. Einleitung in die Dogmatik* (Katholische Dogmatik I), Aachen 1997, 245–248; DERS., *Schöpfung als Heilseröffnung. Schöpfungslehre* (Katholische Dogmatik III), Aachen 1997, 209 f.; DERS., *Gnadenlehre*, 405–407.

⁶⁹ L. SCHEFFCZYK, „Christentum als Unmittelbarkeit zu Gott. Erwägungen zu Karl Rahners ‚Grundkurs des Glaubens‘“: Internationale Katholische Zeitschrift „Communio“ 6 (1977) 442–451.

⁷⁰ Vgl. L. SCHEFFCZYK, G. W. Fr. *Hegels Konzeption der „Absolutheit des Christentums“ unter gegenwärtigem Problemaspekt*, München 2000, 42.

⁷¹ Die wichtigsten Beiträge sind gesammelt in SCHEFFCZYK, *Ökumenismus. Unterstützung findet die Kritik des Kardinals u. a. bei C. J. MALLOY, Engraffted into Christ. A Critique of the Joint Declaration*, New York 2005.

⁷² R. SCHENK, *Die Gnade vollendeter Endlichkeit. Zur transzendentaltheologischen Auslegung der thomanischen Anthropologie* (Freiburger Theologische Studien 135), Freiburg i. Br. 1989.

Schmaus mit der irrigen These, Thomas von Aquin würde die drei göttlichen Personen aus dem gemeinsamen göttlichen Wesen ableiten⁷³; 1995 hingegen veröffentlicht Scheffczyk einen gehaltvollen Aufsatz zur Rezeption der thomasischen Trinitätslehre in der Gegenwart, in dem er den früheren Irrtum zurückweist⁷⁴. Der verstorbene Kardinal ist freilich kein Thomist im strengen Sinne der theologischen Schule; das zeigt sich vor allem in seiner Behandlung der Beziehung zwischen Natur und Gnade, wobei er weder dem Thomismus noch dem Molinismus folgt, sondern einen personalen Ansatz wählt, der die vorausgehende metaphysische Diskussion in einem gewissen Sinne „überspielt“⁷⁵.

Für die Rezeption des Aquinaten ist beachtlich das Vorwort zum zweiten Band der neuen Zeitschrift *Doctor angelicus*, worin Scheffczyk die Bedeutung des hl. Thomas für die heutige Theologie nachdrücklich herausstellt. Dabei lobt er die Distanzierung vom idealistischen Transzendentalthomismus, der Thomas in das Prokrustesbett einer willkürlichen „Modernität“ hineinzwängt. Für die aktuelle Deutung des Aquinaten ist auch die Neuscholastik wichtig, ohne dabei freilich geschichtlich begrenzte Interpretationen zu repristinieren. Die Geschichte zeige, dass die Thomasrezeption den Strahlen einer Leuchte gleiche, die nach Zeiten des Niederganges der Theologie immer wieder weitere Perspektiven erschließen konnte⁷⁶.

7. Die Verbindung zu John Henry Newman und zur Geistlichen Familie „Das Werk“

Seit dem Ende der 70er Jahre ist Leo Scheffczyk eng verbunden mit dem Leben der Geistlichen Familie „Das Werk“⁷⁷. Die neue geistliche Gemeinschaft hat ihren Ursprung in Belgien (1938) mit dem Wirken von Julia Verhaeghe (1910–1997). Im Sommer 2001 wurde sie approbiert als Familie des geweihten Lebens päpstlichen Rechtes (*Familia Spiritualis, Opus* = FSO)⁷⁸. „Die Zielsetzung des ‚Werkes‘ besteht darin, zum Lob des dreifaltigen Gottes und zum Heil der Menschen ein Abglanz der Kirche zu sein und ihre übernatürliche Schönheit als Leib Christi und als Familie Gottes zu bezeugen. Verwurzt in der heiligen Eucharistie, der Quelle der Einheit mit Gott und untereinander, und in Treue gegenüber dem Nachfolger Petri und der gesunden Glaubenslehre wollen die Mitglieder dazu beitragen, dass die Menschen das Geheimnis der Kirche tiefer erfassen und in der Liebe zu ihr angesichts der Zeichen der Zeit gestärkt werden. In ihrer kon-

templativen und apostolischen Berufung und in ihrer Sendung zur Heiligung der Welt lassen sie sich vor allem vom Beispiel des heiligen Paulus leiten und ahmen seine Liebe für den Herrn und seinen Leib, die Kirche, nach. Mit Vertrauen blicken sie auch auf die Heilige Familie von Nazaret, in der sie das wahre Vorbild der Einheit und der Komplementarität in der geistlichen Vater- und Mutterschaft erblicken“⁷⁹.

Das „Werk“ besteht je aus einer Gemeinschaft von Schwestern und von Priestern, die klar voneinander unterschieden sind, doch untereinander zusammenarbeiten. Zur Priestergemeinschaft gehören auch Diakone, Brüder und Seminaristen. Neben den Mitgliedern im engeren Sinn gibt es eine weitere Form der Zugehörigkeit. Dazu zählen Ehepaare, Alleinstehende und Familien, aber auch Bischöfe, Diakone und Diözesanpriester, zu denen Kardinal Scheffczyk gehörte. In der Niederlassung des Werkes in Bregenz (im Kloster Thalbach) findet sich ein Archiv, in dem die Schriften des Theologen gesammelt werden. Das „Werk“ betreut auch die Internet-Seite mit der einschlägigen Bibliographie.

Als Leo Scheffczyk zum Kardinal ernannt wurde, ergab sich die Notwendigkeit, in München eine größere Wohnung einzurichten, um den neuen Aufgaben gewachsen zu sein. Frau Kathi Kügel, die dem Theologen über Jahrzehnte hinweg auf vorbildliche Weise den Haushalt geführt hatte, zog sich nun in den verdienten Ruhestand zurück und blieb in der alten Wohnung. Zwei Schwestern vom „Werk“ übernahmen für den Kardinal den Haushalt und das Sekretariat. Die Gemeinschaft vermittelte Leo Scheffczyk eine geistliche Heimat und familiäre Geborgenheit. Pater Dr. Peter Willi FSO, der Leiter der Priestergemeinschaft, hat die letzten Erdentage des Kardinals geistlich begleitet.

Neben Scheffczyk ist der große theologische Mentor des „Werkes“ John Henry Newman. Als der schlesische Theologe in Rom zum Kardinal erhoben wurde, am 21. Februar 2001, wurde weltweit der 200. Geburtstag Newmans gefeiert, der die Kardinalwürde seinen theologischen Verdiensten verdankt. Newman beeindruckt durch seine radikale Liebe zur Wahrheit, die ihn zur katholischen Kirche führte. Sein Widerstand gegen den weltanschaulichen Liberalismus, für den die Wahrheit im Bereich der Religion nur eine Angelegenheit des Geschmacks darstellt, und seine Verbundenheit mit dem Nachfolger des hl. Petrus machen ihn, neben vielen anderen Qualitäten, zu einem „Kirchenvater der Neuzeit“. Die gleiche Leidenschaft für die Wahrheit beseelte auch Leo Scheffczyk, der dafür manche Nachteile in Kauf nahm. In gewisser Weise könnte man ihn als den „deutschen Newman“ bezeichnen, auch wenn sein Werk umfangreicher und theologisch tiefergründiger ist als das des berühmten englischen Konvertiten⁸⁰.

8. Das Wirken als Kardinal und der gesegnete Abschied

Das Wirken als Dogmatikprofessor hat Leo Scheffczyk weltweit bekannt gemacht. 1973 wurde er in die „Pontificia Academia Mariana Internationalis“ aufgenommen. 1977–2001 war er Mitglied der „Pontificia Academia Theologica Ro-

⁷³ L. SCHEFFCZYK, „Lehramtliche Formulierungen und Dogmengeschichte der Trinität“: *Mysterium salutis* II (1967) 146–220, hier 211.

⁷⁴ DERS., „Die Trinitätslehre des Thomas von Aquin im Spiegel gegenwärtiger Kritik“: *Divinitas* 39 (1995) 211–238, hier 218 f. Die Korrektur wird durchgeführt auch in DERS., *Der Gott der Offenbarung, Gotteslehre* (Katholische Dogmatik II), Aachen 1996, 193–293.

⁷⁵ DERS., *Gnadenlehre*, 412–445; „Gnadenstreit“: *LThK*³ 4 (1995) 797 f.; „Gnadensysteme“: *LThK*³ 4 (1995) 798 f.; „Prädetermination“: *LThK*³ 8 (1999) 475 f.; „Praemotio physica“: *LThK*³ 8 (1999) 484 f.

⁷⁶ L. SCHEFFCZYK, „Ein neuer Weg zum Werk des Thomas von Aquin. Zur Gründung des thomistischen Jahrbuchs ‚Doctor Angelicus‘“: *Doctor angelicus* 2 (2002) 9–14.

⁷⁷ Zum „Werk“ vgl. u. a. M. SCHIELE, „Das Werk – eine neue Form des geistlichen Lebens“: *Der Fels* 33 (3/2002) 80–83; H. GEISSLER, „Das Werk – Gemeinschaft des geweihten Lebens“: *Kirche heute* 4/2002, 10–13; DERS., „Frauen und Männer, Laien und Kleriker ...“: *Die Tagespost*, 20. 4. 2002, S. 23; DIE GEISTLICHE FAMILIE „DAS WERK“ (Hrsg.), *Sie liebte die Kirche. Mutter Julia Verhaeghe und die Anfänge der Geistlichen Familie „Das Werk“*, Bregenz 2005. Wichtige Hinweise finden sich auch auf der Internet-Seite www.daswerk-fso.org.

⁷⁸ Vgl. das Dekret der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens vom 29. 8. 2001: DIE GEISTLICHE FAMILIE „DAS WERK“, op. cit., 275–277.

⁷⁹ Op. cit., 276.

⁸⁰ Für die Äußerungen über Newman sind kennzeichnend L. SCHEFFCZYK, „La teoria di Newman sullo sviluppo dei dogmi alla luce della critica recente“: K. M. Stolz (Hrsg.), *Alla ricerca della luce. Vita – sviluppo – preghiera. Tre saggi su John Henry Newman*, Rom 1985, 35–56 (frz. *Anthropotes* 6, 1990, 173–186); „Die Bedeutung der Kirchenväter für die Theologie Newmans“: A. Gläber (Hrsg.), *John Henry Newman*, Eichstätt – Wien 1991, 17–31; „Die wahre Kirche. Zur Motivation der Konversion J. H. Newmans“: *Forum Katholische Theologie* 12 (1996) 163–172.

mana“. 1978 empfing er für seine theologischen Verdienste die Ernennung zum päpstlichen Ehrenprälaten (Monsignore). 1980 wurde ihm die bedeutendste staatliche Ehrung zuteil, die Aufnahme in die Bayerische Akademie der Wissenschaften. Als Mitglied der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz (1970–1985) wirkte er mit an der Erarbeitung des „Katholischen Erwachsenenkatechismus“⁸¹. Als Konsultor machte er sich verdient um den Päpstlichen Rat für die Familie (1983–2001). 1994 erhielt er das Ehrendoktorat der mit dem Opus Dei verbundenen Theologischen Fakultät der Universität von Navarra (Pamplona)⁸².

All diese Ehrungen werden freilich überstrahlt durch die Kardinalswürde, womit Leo Scheffczyk nicht gerechnet hatte. Im Jubeljahr 2000 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Rom, wobei er zu Fuß (mit einiger Mühe) die sieben Hauptkirchen besuchte, um auf diese Weise Abschied von der Ewigen Stadt zu nehmen. Mit dem 80. Geburtstag schien ihm die Zeit gekommen, sich auf den Tod vorzubereiten. Die göttliche Vorsehung bereitete ihm freilich eine neue Aufgabe, die ihn zu unerwarteten Ufern führte.

In einer Gesprächsrunde brachte er die Überraschung einmal folgendermaßen auf den Punkt: „Es gibt Kleriker, die es gar nicht erwarten können, Kardinal zu werden, und andere [wie er selbst], die es nicht erwarten“. Als ihn die Botschaft von der Ernennung erreichte, befand er sich gerade als Gastprofessor im Priesterseminar „Redemptoris Mater“ in Berlin. Er überraschte den Nuntius, der ihm die Nachricht am Telefon mitteilte, mit der unerwarteten Gegenfrage, ob man ein solche Würde auch ablehnen dürfe⁸³.

Die Ernennung eines Theologen zum Kardinal aufgrund der wissenschaftlichen und kirchlichen Verdienste hat freilich bereits einige Vorbilder. Im 20. Jh. gehören dazu Charles Journet (den Papst Paul VI. für den größten Theologen seiner Zeit hielt) sowie (während des Pontifikates von Johannes Paul II.) Henri de Lubac, Hans Urs von Balthasar (der kurz vor seiner Ernennung starb), Yves Congar und Alois Grillmeier. Gemeinsam mit Scheffczyk wurde der amerikanische Theologe Avery Dulles durch den Kardinalspurpur geehrt. Ebenso wie Dulles, wurde auch der schlesische Priester nicht zum Bischof geweiht, obwohl eine solche Weihe normalerweise vom Kirchenrecht vorgesehen ist.

Als Wahlspruch wählte sich der neue Kardinal eine Stelle aus dem Epheserbrief: „Evangelizare investigabiles divitias Christi“ – „den unergründlichen Reichtum Christi verkündigen“ (Eph 3,8). Anlässlich einer Predigt in der römischen Basilika St. Paul vor den Mauern hat Scheffczyk selbst dieses Motto näher erklärt:

„Wer immer ... dem Glauben an Christus und seine Kirche anhangt, kann zur wirkmächtigen Verkündigung dieses Glaubens, zu seiner inneren Vertiefung wie zu seiner äußeren Ausbreitung eigentlich kein besseres Vorbild nehmen als diesen rastlosen Arbeiter [sc. den Apostel Paulus], diesen entschiedenen Denker und wortgewaltigen Verkünder der Botschaft Jesu, mit der er in seinem Leben und Denken völlig eins wurde. Dabei hat er das Leben wie das Wort Christi nicht einfach weitergeführt und fortgesetzt; er hat es vielmehr mit einer sichtlich vom Geist Gottes eingegebenen Theologie durchdacht und in einer für die griechisch-römische Welt neu

aufbereiteten Weise schöpferisch dargestellt. Was für die Verkündigung in der modernen Welt besonders gefordert wird, ist die Neuaussprache der Wahrheit für den heutigen Menschen und an die Adresse der gegenwärtigen Welt. Paulus hat dies als erster für die Gründungszeit des Christentums getan, dabei aber einen wesentlichen Grundsatz eingehalten, den die Theologie mancherorts zu verlieren droht: nämlich die Verwurzelung in der Wahrheit Jesu Christi, in seinem Evangelium, das er auch nicht in einem einzigen Satz ändern wollte, denn ‚wer euch ein anderes Evangelium verkündigt, und wäre es auch ein Engel vom Himmel, der sei im Banne‘ – so rief er den Galatern zu (Gal 1,8). Dabei war sein geistiges Streben und Denken vor allem darauf gerichtet, den Menschen die Wahrheit Jesu Christi nicht als wohlfeile weltliche Weisheit darzubieten, mit der man heute gelegentlich nach Art einer Sozialreligion die Menschen gewinnen möchte; er wollte seinen Zeitgenossen die Wahrheit und Liebe Jesu Christi als Geheimnis darstellen, das in seiner Tiefe und Fülle den Menschen ergreift und sein Herz verwandelt, gerade weil es sich um Wahrheit im Geheimnis handelt.

Von dieser Fülle des Geheimnisses zeugt vor allem der Epheserbrief, den Heinrich Schlier deshalb einmal das ‚Summarium des paulinischen Evangeliums‘ genannt hat, auch den ‚universalsten aller Paulusbriefe‘ ... So legt der Brief nicht nur das Bekenntnis über die Universalität des Christusereignisses ab, sondern auch über seine unauflöbliche Einheit mit der Kirche. Hier steht deshalb auch das Grundsatzwort für die christliche Verkündigung: ‚Ein Leib und ein Geist, eine gemeinsame Hoffnung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller‘ (Eph 4,4-6). Diese unerschöpfliche Universalität und konzentrierte Einheit aber stellen den Raum dar und bilden den Ort für das unausschöpfliche Geheimnis des Christusglaubens, das der Apostel ... verkünden und verstehen lehren möchte. Diese Aufgabe ist unter den gewählten Wahlspruch gebracht: ‚Ich soll den unergründlichen Reichtum Christi verkündigen‘ (Eph 3,8)“.

Das Motto ist eine „Herausforderung ...“, denn der christliche Glaube ist heute in Gefahr, seines Geheimnisses und seines Wesens entkleidet zu werden. Man versteht den christlichen Glauben nämlich oft nur noch als eine natürliche Religion unter den anderen Menschheitsreligionen, was sich besonders an der Kritik der Erklärung ‚Dominus Iesus‘ ersehen ließ. Man sieht in der Kirche vielfach nur noch eine religiös-soziale Anstalt und versteht sie als Abladestelle seiner menschlichen Proteste oder seiner phantastischen Zukunftsträume. Wir leben in einer Zeit, in der das Glaubensgeheimnis rationalistisch verflacht ist und die Fülle des Glaubens nicht selten zu einem dürftigen Rinnsal humanistischer Ideale zusammengeschrumpft ist. Deshalb ist die Übernahme des Programms des heiligen Paulus keine Anmaßung, sondern eine Forderung der Zeit“⁸⁴.

Als der neu ernannte Kardinal von seiner Titelkirche Besitz ergriff („San Francesco Saverio alla Garbatella“, unweit von St. Paul vor den Mauern), hielt er eine Ansprache, worin er die Ähnlichkeit zwischen dem Apostel Paulus und dem Schutzheiligen der Pfarrei unterstrich: der hl. Franz Xaver gilt für viele als der größte Missionar der Kirche nach dem Apostel Paulus. Bei diesem Anlass erläuterte der Kardinal auch sein Wappen, mit dem sich der beschriebene Wahlspruch aus dem Epheserbrief verbindet: „Das Motto steht unter dem Wappen, das in folgender Weise gelesen werden

⁸¹ Vgl. die Namensliste in DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ, *Katholischer Erwachsenenkatechismus*, Bonn 1985, 463.

⁸² Vgl. RODRIGUEZ, op. cit.

⁸³ Vgl. L. SCHEFFCZYK, *Entschiedener Glaube – befreiende Wahrheit. Ein Gespräch über das Katholische und die Kirche von Peter Christoph Düren*, Buttenwiesen 2003, 11 f.

⁸⁴ L. SCHEFFCZYK, „Die Aktualität paulinischer Theologie“: Die Tagespost, 1. 3. 2001, S. 6.

kann: auf blauem Grund erstrahlt ein goldenes Kreuz (Blau und Gold sind die Farben meiner Heimat [Schlesien]), über dem das Herz Christi mit der Dornenkrone emporragt. Daraus entspringen die Reichtümer der Erlösung, umgeben von sieben Feuerzungen. Die Dornenkrone ist das Zeichen der Geistlichen Familie ‚Das Werk‘, der ich angehöre“⁸⁵.

Die Übertragung der Kardinalswürde fiel zusammen mit dem 81. Geburtstag von Leo Scheffczyk (21. Februar 2001). Der schlesische Theologe hatte sich seinen Lebensabend eigentlich anders vorgestellt, griff aber nun mit ganzem Herzen die anspruchsvolle Aufgabe an, auf einer ganz neuen und höheren Ebene der Kirche zu dienen. Die Einladungen zu Vorträgen und zum Abfassen von schriftlichen Beiträgen, die schon zuvor einen beachtlichen Umfang einnahmen, wuchsen lawinenartig an. Angesichts des „Bombardements“ mit Glückwünschen, Pressenachfragen und Einladungen musste eine Schwester des „Werkes“ (Frau Dr. Luitgart Govaert) der verzweifelten Haushälterin zu Hilfe eilen. Es begannen vier-einhalb Jahre intensiven Einsatzes mit zahlreichen Reisen und unsäglichem Strapazen, die der Kardinal großzügig auf sich nahm.

Als Beispiel sei genannt ein Vortrag über die Gottesmutter, den Leo Scheffczyk am 13. Oktober 2003 zum Semesterbeginn in der Theologischen Fakultät von Lugano hielt. Die „lectio magistralis“ war auf Italienisch, eine Sprache, in die sich der über 80-jährige erst nach der Kardinalsernennung vertieft hatte. Bei der Anreise hatte das Flugzeug mehrere Stunden Verspätung, so dass Eminenz erst am späten Nachmittag zum verdienten Mittagessen kam – und all dies ohne eine Andeutung von Klage. Die Vorlesung war nicht bloß ein Neuaufguss von bereits Veröffentlichtem (was an sich gereicht hätte), sondern stellte eine neue und originelle Fassung des Themas dar. Sie wurde bestens aufgenommen.

Zu den wichtigsten Vorträgen in Deutschland gehörten sicherlich die auf dem Kongress „Freude am Glauben“ (in Fulda bzw. Regensburg) sowie bei den Sommerakademien in Diessen am Ammersee und in Aigen (Oberösterreich). Unter den veröffentlichten Aufsätzen sei besonders erwähnt ein Kommentar zum Papstbrief an die deutschen Kardinäle vom 22. Februar 2001, der in gewisser Weise als Vermächtnis Johannes Pauls II. an die Kirche Deutschlands gelten darf⁸⁶. Eine umfassende Stellungnahme zu den theologischen und pastoralen Fragen der Gegenwart erschien 2003 in der Form eines Interviews mit Dr. Peter Christoph Düren⁸⁷.

Als über 80-jähriger konnte der Kardinal nicht an der Papstwahl teilnehmen, wohl aber mit seinem Rat zum Wohl der Weltkirche beitragen. Dies geschah dem Vernehmen nach auf eindringliche Weise bis zum Jahre 2005 bei den Kardinalsversammlungen im Vatikan, an denen er teilnehmen konnte. „Papst Benedikt XVI. sagte er erst vor kurzem“, so Kardinal Meisner, „von den spät berufenen Theologen ins Kardinalskollegium sei Leo Scheffczyk einer der wenigen

gewesen, von denen die Kirche noch viel Erleuchtung und Ermutigung erhalten habe“⁸⁸.

Im Sommer 2005 setzte ihm eine schwere Krankheit im Rücken dermaßen zu, dass er wichtige Vortragsveranstaltungen absagen musste. Gleichwohl arbeitete er bis wenige Wochen vor seinem Tode weiter an schriftlichen Beiträgen, für die er sich verpflichtet fühlte (einige davon erscheinen im laufenden Jahr). Seinen Abschied vom Erdenleben bereitete er bewusst vor und trug sein schweres, schmerzhaftes Leiden mit vorbildlicher Geduld in der Nachfolge Christi, des Sühnopfers für das Heil der Welt. Eingedenk war er dabei zweifellos des vom ihm des Öfteren zitierten Wortes des Apostels Paulus:

„Ich will an meinem Fleisch ergänzen, was an den Leiden Christi noch fehlt für seinen Leib, die Kirche“ [Kol 1,24b].

Weil die messianische Aufgabe Christi in der Welt weitergeht, muss auch das mit dieser Aufgabe verbundene Leiden an den Gliedern Christi bis zum Ende der Zeit weitergehen. In diesem Leiden der Glieder findet das Erlösungswerk Christi seine Fortsetzung und Vollendung, und zwar für die Kirche. Weil aber die Kirche in Stellvertretung für die ganze Welt steht, ist das Leiden der Glaubenden zugleich bezogen auf das Heil der ganzen Welt. So gewinnt auch das Leiden des einzelnen erlöserische Funktion und erweist sich als Fortsetzung des erlöserischen Leidens Christi. Mehr, als hier der Apostel sagt, kann auch die Theologie nicht über den Sinn des von Gott in der unheilen Welt verfügbaren Leidens sagen⁸⁹.

Eine Ärztin mit viel Erfahrung in der Betreuung von Krebskranken, die den Kardinal medizinisch behandelte, meinte, sie habe noch keinen Menschen erlebt, der eine solche Krankheit so vorbildlich trug wie der alte Priester aus Schlesien⁹⁰. Leo Scheffczyk wurde zu Gott heimgerufen am späten Nachmittag des 8. Dezembers, des Hochfestes der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Durch Pater Willi FSO und Kardinal Wetter, der am Morgen des gleichen Tages bei ihm weilte, war er bestens vorbereitet mit den Gnadenmitteln der heiligen Kirche. Am Vormittag hatte er noch mündlich andeuten können: „Heute gehe ich“.

Wie schon eingangs erwähnt, deutete Kardinal Meisner diesen Sterbetag als „ein großes Ausrufezeichen, das auf den Inhalt dieses gesegneten Lebens von Kardinal Scheffczyk hinweist“. Wie das Johannesevangelium einen marianischen Rahmen habe, nämlich die Berichte von der Hochzeit zu Kana und dem Stehen der Gottesmutter unter dem Kreuz (Joh 2,1–11; 19,25–27), so hatte das „Leben unseres heimgerufenen Kardinals ebenfalls einen solchen marianischen Rahmen. Von frühester Kindheit an haben seine Eltern das sensible und geistig wache Kind in das kirchliche Leben des oberschlesischen Landes hineingeführt, das tief marianisch geprägt war. Die marianischen Wallfahrtsorte, die berühmten Marienbilder in den Pfarr- und Klosterkirchen, die unzähligen Marienbildstöcke der oberschlesischen Landschaft haben die Seele des Kindes tief geprägt und sie damit geöffnet für das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und sein gottmenschliches Wirken“⁹¹. „Leo Scheffczyk hat in der treuen Nachfolge Mariens die Menschen an die Quellen des Glaubens zu Christus geführt. Nun hat ihn Maria gleichsam selbst heimgeleitet zu diesen Quellen des Lebens. Einige

⁸⁵ Ansprache an die Pfarrgemeinde S. Francesco Saverio alla Garbatella, 27. 5. 2001, wiedergegeben auf einem Faltblatt dieser Gemeinde. Übersetzung aus dem Italienischen von Manfred Hauke.

⁸⁶ L. SCHEFFCZYK, „In Sorge um die Kirche. Zum Papstbrief an die deutschen Kardinäle“: Theologisches 31 (2001) 282–288. Der Aufsatz war bereits zuvor im „Rheinischen Merkur“ erschienen (Nr. 20–2001), dort aber „aus Raumgründen“ erheblich gekürzt worden (op. cit., 282, Anm. 1). Der Papstbrief ist wiedergegeben in: Die Tagespost, 10. 3. 2001, S. 3.

⁸⁷ L. SCHEFFCZYK, *Entschiedener Glaube – befreiende Wahrheit. Ein Gespräch über das Katholische und die Kirche von Peter Christoph Düren*, Buttenwiesen 2003.

⁸⁸ MEISNER, op. cit., S. 3.

⁸⁹ L. SCHEFFCZYK, „Gott und das Leid“: ders., *Glaube als Lebensinspiration* (Gesammelte Schriften zur Theologie [II]), Einsiedeln 1980, 190–206, hier 205.

⁹⁰ Nach einer mündlichen Mitteilung von Pater Dr. Peter Willi.

⁹¹ MEISNER, op. cit., S. 1.

Tage vor seinem Sterben sagte er noch, dass er jetzt ganz arm sei. Was er besessen habe, habe er verschenkt, die Gesundheit sei ihm genommen, nun habe er nur noch Jesus Christus. Und das machte seinen ganzen Reichtum aus, der sein Herz erfüllt. Wir glauben und hoffen, dass er nun das schaut, besitzt und genießen darf, was er in der Schule Mariens erhofft, geglaubt und ersehnt hat⁹².

Wer das Grab des Kardinals auf dem Friedhof des Klosters Thalbach in Bregenz besucht, findet dort eine sinnreiche Botschaft, die das Leben des Verstorbenen der Nachwelt übermittelt. Neben dem Wahlspruch aus dem Epheserbrief („Evangelizare investigabiles divitias Christi“) liest der Besucher dort ein Wort von Mutter Julia Verhaeghe, der Gründerin der Geistlichen Familie „Das Werk“: „Wer aus Gottes Licht der Wahrheit dient, lebt die wahre Liebe“.

Eindrucksvoll ist das kurze Telegramm von Papst Benedikt XVI., der den Verstorbenen schon vom Freisinger Priesterse-

⁹² Ibid., S. 3.

minar her kannte. In wenigen Worten findet sich hier eine treffende Beschreibung des Verstorbenen, mit dem wir unseren Nachruf beschließen möchten:

„Mit tiefer Trauer und innerer Bewegung habe ich vom Heimgang des geschätzten Kardinals Leo Scheffczyk am Hochfest der Unbefleckten Empfängnis Mariens Kenntnis erhalten. Sein reiches priesterliches und wissenschaftliches Leben und Wirken widmete er mit unermüdlichem Eifer der theologischen Durchdringung und Verkündigung der göttlichen Wahrheit. In seiner Glaubenstreue sowie in seiner menschlichen Güte und Bescheidenheit bleibt er seinen Schülern und vielen Gläubigen ein leuchtendes Vorbild. Möge die jungfräuliche Gottesmutter, der Kardinal Scheffczyk sein ganzes Leben in kindlicher Liebe verbunden war, ihn in das ewige Vaterhaus geleiten“⁹³.

⁹³ BENEDIKT XVI., *Telegramm zum Ableben von Leo Kardinal Scheffczyk*: www.kath.net, 9. 12. 2005.

CHARLES PROBST

Gehirn und Seele: Was sagen Neurochirurgie und Hirnforschung? Mit Fragen aus den Grenzbereichen von Wissen und Glauben

Gehirn und Seele: Grundsätzliches

Im Mittelpunkt unserer Überlegungen steht die **geistige Seele des Menschen** mit den Möglichkeiten von Vernunft und Selbstbewusstsein, wobei wir aber die **sensitive Seele des Tieres** und das **vegetative Lebensprinzip der Pflanzen** nicht außer Acht lassen dürfen.

Entscheidend ist vorerst die Frage, ob die **Seele** überhaupt **real existiert**. Ein möglicher Ausgangspunkt sind Überlegungen zur **Bedeutung des Gehirns**. Das Gehirn ist nicht vergleichbar mit anderen Organen. Ein Mensch mit transplantiertem fremdem Herzen bleibt dieselbe Person. Aber: Siamesische Zwillinge mit zwei Köpfen sind zwei menschliche Individuen, auch wenn sie nur einen Körper mit einem Herzen haben.

Sicher ist: Das Gehirn ist wesentlich für Ausprägung und Ausdruck der Persönlichkeit, organisch und psychisch, jedenfalls während unseres Lebens in dieser Welt. Zerstörung von funktionell wichtigen Hirnzonen führt oft trotz der zerebralen Korrekturmöglichkeiten zu entsprechenden Ausfällen: Fokal-umschrieben (z. B. motorische Lähmung), Beeinträchtigung von Gedächtnis, Verhalten und Bewusstsein.

Auch **operative Eingriffe am Gehirn** können persönlichkeitspezifische Eigenschaften verändern oder ausschalten. So hat beispielsweise Professor Werner Aloys eine Patientin beschrieben (Lit. 1998), die nach einer ausgedehnten Durchtrennung tiefliegender komplexer Verbindungen im Stirnhirnbereich geheilt war von einer schweren Angstneurose (**Psychochirurgie**). Im Gegensatz zu früher hatte sie aber ihre religiösen Gefühle und Interessen völlig verloren. Solche ausgedehnte frontale Leukotomien wurden inzwischen ersetzt durch weit schonendere punktförmig umschriebene stereotaktische Eingriffe. Schwere **Persönlichkeitsveränderungen** kommen bei dieser subtilen Technik kaum mehr vor. Allerdings: Nicht nur die **Ausschaltung**, sondern auch die künstliche oder pathologische **Aktivierung** bestimmter Hirn-

strukturen kann Emotionen und Kognition verändern, so beispielsweise die Elektrostimulation subthalamisch im vorderen Hirnstamm zur Behandlung der Parkinson'schen Krankheit. Typisch ist auch die intensivierete emotional-kognitive Sphäre mit erhöhtem Interesse an Philosophie/Religion bei der Temporallappenepilepsie (Anfälle ausgehend vom Schläfenlappen des Gehirns) (Lit. Wieser H. G., 2004). Durch elektrische Stimulation des limbischen Systems in der gleichen Region können zudem traumhaft-visionäre Erlebnisse mit religiösen Inhalten ausgelöst werden über entsprechende Gedächtnisinhalte der Hirnrinde. – **All diese Fakten sprechen scheinbar für die materialistische Sicht ohne Geist und Seele.**

Die Meinung der Materialisten – Kritik

Auch bei den **materialistisch eingestellten Hirnforschern** (Beispiele: Changeux J. P., Denett D. C., Edelman G. M.) gibt es verschiedene Richtungen, aber in letzter Konsequenz sagen sie doch: Mentale, sogenannte geistige Funktionen sind Epiphaenome neuronaler Prozesse und werden durch diese erzeugt, mit Erfahrungen und Wissen von Individuum (ontogenetisch) und Gattung Mensch (phylogenetisch) als Grundlage. – In letzter Konsequenz: **Das Ich ist ein Konstrukt des Gehirns** – Seele und Geist gibt es nicht. – Diese materialistische Sicht wird **in Frage gestellt** durch **klinische Beobachtungen** sowie auf Grund der **beschränkten Kompetenz der Hirnforschung**.

1. Klinische Erfahrungen

Vorerst möchte ich hinweisen auf eine mir bekannte **medizinisch unerklärliche Heilung**: Eine 31-jährige Patientin war seit Jahren blind, taub und halbseitengelähmt durch schwere Schädigungen von **Seh- und Hörnerven sowie des Gehirns** nach eitriger Hirnhautentzündung. In Lourdes kam es zur spontanen, vollständigen und dauernden Heilung. Nach mehrjähriger Beobachtung durch das Internationale Ärztekolo-

mitte in Paris, mit Spezialisten aus aller Welt, wurde die Heilung als medizinisch unerklärlich beurteilt. Später wurde von theologischer Seite ein Wunder angenommen, d. h. das Einwirken einer höheren Macht. Im Gegensatz zur Meinung liberaler Theologen kann die Naturwissenschaft Wunder keineswegs ausschließen! In Lourdes wurden 1858 bis 2002 nur 66 von insgesamt ca. 7.000 gemeldeten Fällen als Wunder anerkannt. – **Gut belegte Fakten, aber selten.**

Nicht so selten sind **Nahtod-Erlebnisse (NDE's)** (siehe S. 35). Wesentlich ist hier folgendes: Kritisch analysierte und gut dokumentierte NDE's mit vielen neuen Studien sprechen dafür, dass es **mentale Funktionen wie persönliches Bewusstsein gibt ohne normale Hirnaktivität** sowie **Wahrnehmungen von Realitäten ohne Funktion der Sinnesorgane.**

2. Grenzen der Hirnforschung

Die **Fortschritte** sind **beachtlich** trotz der Komplexität des menschlichen Gehirns mit seiner lebendigen Plastizität (Anpassungsfähigkeit). Einige vergleichen das Gehirn mit einem **universellen Computer** (Turing Machine), der sich im Test wie eine menschliche Person verhält, dessen Konstruktion bis heute allerdings nicht gelungen ist. Dies wird wohl auch so bleiben, wie das Beispiel der für einen Computer unmöglichen **natürlichen Sprache** zeigt. Ein Computer hat keine natürliche Sprache, weil diese vor allem durch Wertung und Bedeutung geprägt wird. Im Gegensatz zur Sprache ist z. B. **Schach** ein rein formales Spiel mit genau definierten Regeln. Es war daher vorauszusehen, dass die Schachprogramme einmal Menschen besiegen werden, sogar den Weltmeister.

Die **Komplexität** ist an sich keine grundsätzliche Differenz zwischen Gehirn und Computer: Immerhin: Ein menschliches Gehirn umfasst ca. 100 Milliarden Nervenzellen, mit je mehrtausendfachen Verbindungen untereinander (Synapsen). Die Zahl dieser Synapsen beträgt etwa 1 Million Milliarden. – Und: Sogar ein winziges Insektenhirn arbeitet bei weitem effektiver als jeder heute existierende Computer. Die **Plastizität** kommt bisher nur dem Gehirn zu. Es geht dabei um

- Änderungen der Nervenzellverschaltungen beim Lernprozess.
- Kompensationsmöglichkeiten bei Gewebsschäden, indem gesunde Hirnregionen die Aufgaben der zerstörten übernehmen.
- Regeneration und Nachwachsen unterbrochener Nervenfasern, besonders nach Ausschaltung von Hemmstoffen.
- Entstehung von neuen Nervenzellen bis ins hohe Alter.

Viele Hirnfunktionen übersteigen die Möglichkeiten der heutigen Wissenschaft, so etwa die **Einheit der Erfahrung im zeitlichen Ablauf**, beispielsweise bei der **Rückdatierung**: Leisere Töne brauchen länger als lautere, um im Gehirn registriert zu werden. Beim Hören von Musik mit verschieden lauten Komponenten wird ein leiser Ton, der an sich später bewusst würde, auf die entsprechende Stelle so zurückdatiert, dass Melodie und Rhythmus der Musik als Ganzes korrekt und koordiniert erlebt werden.

Wesentliche Grenzen liegen aber beim subjektiven Erleben wie Wahrnehmung (z. B. Schmerz), Emotionen (z. B. Freude), Bewusstsein – Eigenschaften, die in gewissem Maße auch höhere Tiere haben, welche keineswegs nur subjektlose Repräsentanten ihrer Gattung oder reflexgesteuerte Automaten sind, wie Descartes meinte. Wissenschaftliche Untersu-

chungen an verschiedenen Universitäten zeigen, dass Tiere Schmerzen nicht nur empfinden, sondern dass sie darunter auch leiden. Auch **mentale Funktionen** korrelieren in der Regel mit entsprechend aktivierten **Hirnstrukturen**, sichtbar beispielsweise im funktionellen Kernspintomogramm u. a. Verfahren. Das Bewusstsein etwa involviert ausgedehnte neuronale Netzwerke. Diese fassbaren Befunde erklären aber weder das subjektive Erleben noch die daraus folgende Bewertung mit entsprechenden Konsequenzen (Wille, Absicht). Siehe auch: **Bereitschaftspotential** (S. 31/32).

Bewusstsein und andere mentale Funktionen sind materialistisch nicht erklärbar. Das gilt insbesondere für das **Selbstbewusstsein des Menschen**: Er denkt nicht nur; er weiß auch, dass er denkt. Als man 1994 den **Direktor des Zürcher Hirnforschungsinstitutes** fragte, was die Hirnforschung zum Problem des Selbstbewusstseins meine, sagte er: „Eine naturwissenschaftliche Erklärung kennen wir nicht.“ Bei den Diskussionen im Rahmen von „**Brain Fair 2005**“ an Universität und ETH Zürich wurde von Seiten der Neuroinformatik u. a. formuliert: „Das Bewusstsein ist induktiv nicht fassbar.“ Der Hirnforscher **Eccles J. C.** (Lit. 1989) ist der Meinung, dass keine Methode der Hirnforschung geeignet sei, das bewusste Leben der Person zu ergründen. Er schreibt: „Alle spirituellen Aspekte der menschlichen Natur sind für immer den rein wissenschaftlichen Erklärungen entzogen“. Dies erinnert an den **hl. Augustinus**, der schon im 4. Jahrhundert gesagt hat: „Es muss eine geistige Seele geben. Nur so sind das Selbstbewusstsein des Menschen und seine Möglichkeit erklärbar, transzendente Wahrheit zu erkennen.“

Hinweise aus der Hirnforschung

1. Zur Realität der Seele

Bekannte Hirnforscher und Kliniker haben **seit jeher bis heute** unter Beachtung ihrer Möglichkeiten und Grenzen die Meinung vertreten: **Das Gehirn ist Voraussetzung für geistige Funktionen und für die ganzheitliche organische Steuerung während der räumlich-zeitlichen Existenz; es ist aber nicht deren letzte Ursache.** Für viele von ihnen existiert die geistige **Seele** des Menschen und auch andere Lebewesen sind beseelt – Was sie auch in ihren Publikationen festhalten, so **beispielsweise**:

- Constantin von Monakow (1853–1930), Begründer von Neurologie und Hirnforschung der Universität Zürich.
- Sir Charles Sherrington (1857–1952), Neurophysiologe und Nobelpreisträger.
- Wilder Penfield (1891–1976), Neurochirurg und Begründer des Neurological Institute of Montreal.
- Sir John C. Eccles (1903–1997), Hirnforscher und Nobelpreisträger.

Ferner: Viele weitere Forscher, u. a. jene, die Eccles nahe stehen (siehe unten).

In seinem Tagebuch, das wir in Montreal kennenlernten, hat **Wilder Penfield** festgehalten: „... Es muss eine Seele geben, die diese ungewöhnlichen Mechanismen lenkt, und wo es eine Seele gibt, gibt es einen Gott ...“

Eccles John C. hat 1989 geschrieben: „Jede Seele ist eine neue göttliche Schöpfung ... Ich behaupte, dass keine andere Erklärung haltbar ist, weder die von der genetischen Einmaligkeit mit ihrer fantastisch unwahrscheinlichen Lotterie noch die der umweltbedingten Differenzierungen, welche die Einmaligkeit nicht determinieren, sondern lediglich modifizieren“ (Lit. 1989).

Somit: „**Das Gehirn gehört dem Ich, nicht umgekehrt.**“

2. Zum Bezug Seele/Gehirn

Gemäß manchen Forschern, wie etwa **Eccles John C.**, Arzt, Hirnforscher und Nobelpreisträger, sind Gehirn und Seele während unseres irdischen Lebens eng verbunden, aber dennoch eigenständige Entitäten mit **Interaktion**. **Bekannte Hirnforscher, die Eccles nahe stehen**, sind u. a. Crick F., Hodgson D., Penrose R., Searle J. R., Stapp H. P. Ihre Publikationen erscheinen seit den 90er Jahren, zum Teil bis heute.

Eccles stützt sich auf seine **experimentellen** Befunde und auf die **Quantenphysik**. Er **sagt**: Wichtig für die Interaktion Seele-Gehirn sind die Schaltstellen zwischen den Nervenzellen des Gehirns (**Synapsen**). Die Informationsübertragung von Zelle zu Zelle erfolgt durch sogenannte **Transmitter**, deren Freisetzung in den Zellen aber extrem unwahrscheinlich ist. Ein Anstoß von außen ist nötig, wobei eine bestimmte willentliche Absicht eine von verschiedenen Möglichkeiten ist, und zwar wie folgt: Die **willentliche Absicht erhöht die an sich minime Wahrscheinlichkeit einer Transmitter-Freisetzung ausgewählt in der entsprechenden Hirnregion**. Bei einer willkürlichen Bewegung ist dies die prämotorische Area 6 beidseits. Von hier aus werden die Pyramidenzellen der Area 4 aktiviert. **Wahrscheinlichkeit** ist eine quantenphysikalische Größe ohne Materie und Energie, die ein Ereignis im Mikrobereich auslösen kann **ohne Beeinträchtigung der physikalischen Gesetze (z. B. Erhaltung der Energie)**. – Dazu folgende Hinweise: Der **Energiebedarf** für die primäre Transmitterfreisetzung in Area 6 darf vernachlässigt werden, weil die winzig kleinen Teilchen nur für eine extrem kurze Zeit erscheinen und so das Produkt $E \times \text{Zeit}$ kleiner ist als das Wirkungsquantum h (kleinste Energie-Einheit). – Die peripheren neural-muskulären Folgeprozesse hingegen brauchen Energie; diese wird vom Körper zur Verfügung gestellt. Die Leitung der Impulse über die Nervenbahnen erfolgt unter Verstärkung, wobei elektrische Felder aufgebaut werden durch blitzschnelle Verschiebung von Ionenlösungen (z. B. Kalium).

Die **grundsätzlichen Annahmen von Eccles** entsprechen auch den Vorstellungen von Heisenberg W. u. a. **Physikern**, wonach von der geistigen Welt her sowohl die Wahrscheinlichkeit als auch die Unbestimmtheiten im Mikrobereich steuerbar sind. Die geistige Steuerung bedeutet somit Fluss von **Information**, nicht von Energie.

3. Bereitschaftspotential – Freier Wille?

Für Eccles sind, im Rahmen seiner Experimente, **Wille und Absicht primär ein geistiges Ereignis**. Andere Autoren, z. B. Roth G., meinen, **auch Wille und Absicht würden grundsätzlich primär vom Gehirn erzeugt**. Sie stützen sich dabei u. a. auf **Experimente von Libet B.** (Lit. 2004/2005): Die Testpersonen müssen dabei zu willkürlich gewählten Zeitpunkten wiederholt Bewegungen im Handgelenk durchführen. Dabei erscheint vorerst als Ausdruck beginnender Hirnaktivität über der vorderen Schädeloberfläche ein elektrisches „**Bereitschaftspotential**“. Erst ca. 350 Millisekunden später wird der Testperson ihr Willensentschluss bewusst und nach zusätzlich 200 Millisekunden erfolgt die Bewegung im Handgelenk. **Das Bereitschaftspotential setzt somit ein, bevor der Entschluss zur Handlung bewusst wird**. Aus diesem Grund nehmen Roth G. u. a. an, jeder Willensentschluss werde vom Gehirn erzeugt und es gäbe keinen **freien Willen (neuronaler Determinismus)**. Derartige weitgehende Schlussfolgerungen sind aber falsch aus verschiedenen Gründen:

– **Intentionen können zwar primär vom Gehirn ange-regt werden sowie unbewusst beginnen**, so etwa bei bedingten Reflexen (angelernt) sowie bei angeborenen Verhaltensmustern. **Willentliche Korrekturen** sind aber möglich. Auch Libet ist klar dieser Meinung. Er hat festgestellt, dass bei seinen Experimenten den Testpersonen bis zu 100 Millisekunden vor der motorischen Bewegung die Freiheit blieb, diese abzubrechen, im Sinne eines „**bewussten Vetos**“.

– Die Beiträge von Libet sind wertvoll, aber: Im Gegensatz zu seinen Testen handelt es sich bei **mentalenen Prozessen** oft um **Langzeitphänomene mit komplexer Vorgeschichte**. Über das Zustandekommen des **zukunftsgerichteten Willens** sagen die Experimente von Libet nichts aus. Dazu gehören Entscheidungen (z. B. Wahl von Beruf oder Lebensform), die jahrelang vorbereitet werden, bis sie gefällt werden. Es ist möglich, dass im ganzen Ablauf Einzelsegmente des Handlungskomplexes durch Bereitschaftspotentiale voraktiviert werden, aber; Der Wille überdauert und „überwölbt“ diese Detailhandlungen und verbindet sie zu einem **Gesamtverhalten**.

Insgesamt können wir in Übereinstimmung mit namhaften Neuro-Wissenschaftlern sagen: **Wille und Absicht sind im Letzten neurobiologisch nicht fassbar, und erst recht gilt dies vom freien Willen**. – Ohne Zweifel gibt es aber Absichten, die auf **primär geistige Ursprünge** hinweisen. Menschen sind zu Überlegungen und außerordentlichen freien Willensakten von so großer Tragweite befähigt – im positiven wie im negativen Sinne – dass die mit allen psychischen Abläufen verbundenen chemisch-physikalischen Prozesse im Gehirn als Ursache wohl kaum in Frage kommen.

4. Schlussbemerkung

Zusammenfassend sprechen manche Ergebnisse der **Hirnforschung** für eine **enge Verbindung Gehirn-Seele**, aber zugleich für eine **reale Dualität**. Dazu haben japanische Hirnforscher beim Zweiten Weltkongress über den Hirntod (Havanna, 1996) formuliert: **Die Einheit Leib-Seele beim irdischen Menschen kann durchaus mit der Trennbarkeit im Tod verknüpft sein**.

Präsenz der Seele: Indizien in Extremsituationen

1. Frühembryo ohne Hirn. Sukzessiv-Beseelung?

Die moderne Embryologie zeigt, dass der menschliche Embryo von Anfang an ein spezifisch-menschliches Lebewesen ist mit ganzheitlicher Steuerung (vorerst genetisch, dann zerebral), mit kontinuierlicher Erhaltung der Individualität und mit der Potenz sich zum vollen Menschen zu entwickeln.

Daraus **ergibt sich** folgendes:

- Das „Biogenetische Grundgesetz“ von Haeckel E. kann nicht stimmen. Haeckel meint, die Entwicklung jedes Menschen durchlaufe im Zeitraffer nochmals alle Stadien der Stammesentwicklung. In Wirklichkeit ist aber das ganze ontogenetische Geschehen von Anfang an individual- und humanspezifisch. (Lit. Blechschmidt E., 1996).
- Es finden sich **von Anfang an Indizien für die Präsenz einer menschlichen Seele**, v. a. die übergeordnete Koordination und Steuerung zugunsten des ganzen Individuums.

Allerdings: **Mehr kann die Embryologie nicht aussagen. Für die Frage „Wie erfolgt die Beseelung?“ sind Philosophie und Theologie zuständig**. Dies gilt auch für die auf Altertum (Aristoteles) und Mittelalter (hl. Thomas von Aquin

u. a.) zurückgehende **Hypothese einer menschlichen Sukzessiv-Beseelung**, die folgendes besagt:

1. Das **vegetative Lebensprinzip** und die **sensitive Seele**, analog zu Pflanze und Tier, werden bei der Befruchtung **von den Eltern** gezeugt, sind also **spezifisch menschlich** und sind **von Anfang an** vorhanden.

2. Das **geistige Lebensprinzip** wird **später** während der embryonalen Entwicklung **von Gott** jedem Menschen neu geschaffen und eingegeben, wobei der Zeitpunkt gemäß Horst Seidl von Thomas keineswegs genau festgelegt wurde, wie immer wieder gesagt wird. Das höhere geistige Prinzip integriert dann die bereits vorhandenen vegetativsensitiven zu einer **einzigsten menschlichen Geistseele**, wobei die höhere sich teilweise auf die niedrigeren seelischen Ebenen stützt. Beispiel Sinneswahrnehmung als Grundlage geistiger Erkenntnis.

Seidl Horst (Lit. 1986 und 1999), Professor für antike Philosophie und Ethik an der Päpstlichen Lateranuniversität in Rom, hat sich mit diesen Fragen besonders intensiv befasst. Am 1. 11. 2000 hat er mir dazu geschrieben: „**Von Beginn an hat der menschliche Embryo immer eine einzige menschliche Seele, auch wenn das Geistprinzip erst später eintritt; denn auch die Geistseele ist ja spezifisch menschlich, von Menscheneltern kommend.**“ **Das jeweils höhere Prinzip ist bestimmend und formgebend, zuerst das sensitive, später der Geist.**

Die positive Beurteilung einer Sukzessiv-Beseelung durch Seidl H. scheint mir überzeugender als die Kritik von Blechschmidt E. Eine Sukzessiv-Beseelung würde zudem das Problem der mit ca. 50% häufigen **Spontanaborte vor dem 12. Tag**, d. h. vor der Nidation, entschärfen. Oft liegen diesen Spontanaborten chromosomale Defekte zu Grunde, aber nicht immer. Die Annahme, dass es sich bereits um geistig beseelte Personen handelt, bereitet Schwierigkeiten.

Die **katholische Kirche** hat die Sukzessiv-Beseelung im Mittelalter wohlwollend akzeptiert und lässt diese weiterhin **als Möglichkeit offen**. Dies zeigen auch neuere kirchliche Dokumente, auf die u. a. Georges Cardinal Cottier (Päpstlicher Haustheologe) hinweist (Lit. Cottier G., 2001). In der Enzyklika „Evangelium Vitae“ (Lit. Johannes Paul II., 1995) heißt es bei Nr. 61 zudem: „Auch die wissenschaftlichen und philosophischen Diskussionen darüber, zu welchem Zeitpunkt genau das Eingießen der Geistseele erfolge, haben nie auch nur den geringsten Zweifel an der sittlichen Verurteilung der Abtreibung aufkommen lassen.“

2. Hirntod – Tod des Menschen?

Grundsätzlich liegt die **Kompetenz zur Todesdiagnose** beim Arzt, was schon Papst Pius XII. betont hat (24. 11. 1957). **Die Diagnose „Hirntod“** beruht heute in allen mir bekannten zivilisierten Ländern auf klar definierten klinisch/apparativ feststellbaren Befunden (Klinisch: Tiefe Bewusstlosigkeit, Fehlen der Spontanatmung und der Hirnstammreflexe). **Zur Beurteilung komplexer Fragen in diesem Zusammenhang müssen medizinische Fakten sowie ethisch-moralische Aspekte beachtet werden (Beispiel: Transplantationsmedizin).**

Bei einem **sicher Hirntoten** ist das ganze Gehirn inkl. Hirnstamm definitiv ausgefallen: die Blutzufuhr zum Gehirn ist unterbrochen. Eine **Reanimation** ist nicht mehr möglich. Nur wenn beim Eintritt dieses Zustandes **maschinell weiter beatmet** wird, bleiben **Herzaktion** und infolgedessen **auch andere Organfunktionen inkl. Rückenmark**, auf Grund der **Blut-Sauerstoffzufuhr** für eine beschränkte Zeit erhalten.

Die Herzaktion wird dabei u. a. angeregt durch das **isoliert-organeigene Nervengewebe** (Schrittmacher). Eine viele Stunden andauernde Aktion des menschlichen Herzens ist ja sogar möglich, nachdem das Organ dem Körper entnommen und in eine sauerstoffhaltige Lösung gelegt wird. **Weitere Befunde bei Hirntoten sind u. a.:**

– Das Lazaruszeichen: Bewegungen der Extremitäten ausgelöst durch Hautreize auf Brusthöhe (C8 – Th12): Rückenmarksreflexe.

– Anstieg von Blutdruck und Pulsfrequenz bei Schmerzreizen unterhalb des Kopfes: Reflektorisch ausgelöst über das weiterhin durchblutete Rückenmark. Oberhalb der Halswirbelregion erfolgt keine Reaktion, weil die Hirnnerven ausgefallen sind. Insgesamt fehlt jede Schmerz Wahrnehmung beim Hirntoten.

– Schwangerschaft und Spontanabort bei hirntoten Frauen: Ermöglicht durch die eigenständige Hormonproduktion der Placenta und durch Reaktionen des isolierten Nervengewebes der Gebärmutter beispielsweise bei Temperaturschwankungen.

Der **organische Tod** verläuft immer **dissoziiert**, d. h. nicht überall gleichzeitig. Das gilt auch für die seit altersher bekannte Todesdiagnose (klassische Todeszeichen nach Herz/Kreislauf-Stillstand), wobei Lebensvorgänge auf untergeordneter Stufe in Organen und Gewebsverbänden zum Teil über längere Zeit andauern, wenn auch weniger auffällig als beim Hirntoten. So wurden beispielsweise im Knochen einer 2300 Jahre alten Mumie strukturell und funktionell voll intakte Enzyme gefunden (Lit. Oduncu F., 1998).

Sowohl nach der klassischen als auch nach der Hirntod-Diagnose gilt grundsätzlich: Sämtlichen feststellbaren Restfunktionen fehlen die übergeordnete Steuerung und Koordination zugunsten des ganzen Individuums. Daher lautet die von den meisten Fachleuten heute vertretene Auffassung, dass der mit Sicherheit eingetretene Ganztod des Gehirns (inkl. Hirnstamm) ein wesentliches Kriterium ist für den schon erfolgten **Tod des Menschen**. Auf Grund dieser medizinischen Erkenntnisse hat mir Msgr. Dr. Clemens J. von der **Glaubenskongregation** im Auftrag von Joseph Cardinal Ratzinger bereits am 19. 1. 1996 u. a. geschrieben: „... Wenn nämlich das gesamte Gehirn abgestorben ist, sind die verschiedenen Funktionen des menschlichen Organismus nicht mehr miteinander verbunden, **es fehlt das Einende Prinzip, die Seele.**“

Wenn auch die **Trennung der Seele vom Leib direkt-empirisch nicht fassbar** ist, so gibt es doch **schlüssige Indizien** dafür, dass dieser Vorgang beim Hirntoten erfolgt ist. Das Katholische Lehramt erlaubt daher die **Entnahme von lebenswichtigen Organen** bei einem Hirntoten zur Transplantation, unter Voraussetzung der **Zustimmung** durch den Spender oder dessen rechtmäßigen Vertreter. **Papst Johannes Paul II.** sprach in diesem Zusammenhang beim Internationalen Kongress für Organtransplantation (Rom, 29. 8. 2000) von einer „**moralischen Gewissheit**“ als ausreichende Grundlage für eine ethisch-moralisch korrekte Handlungsweise. Entsprechend positive Stellungnahmen gibt es auch von vielen Bischöfen sowie von Bischofskonferenzen. – Für jene, welche die Organentnahme zur Transplantation bei Hirntoten aus Gewissensgründen trotzdem ablehnen, weil sie eine absolute Sicherheit postulieren, können noch folgende Überlegungen hilfreich sein: Um einem anderen Menschen zu helfen und ihn zu retten, darf ich zwar mein ewiges Heil nicht aufs Spiel setzen. Ich bin aber gehalten, materielle Güter, unter Umständen bis zum höchsten Gut – mein Leben

– einzusetzen. Wenn dies sogar für einen Gesunden gilt, wieviel eher für einen Hirntoten, unter Voraussetzung der Zustimmung. – Im Hirtenbrief der nordischen katholischen Bischöfe vom 11. 2. 2002 heißt es u. a.: „... Eine Organ- spende kann die letzte freie Liebestat einer Person auf Erden sein.“

3. Nahtod-Erlebnisse (NDE's): Was sagen sie aus?

Wir beschränken uns auf NDE's im engeren Sinne, ohne Berücksichtigung von weiteren ebenfalls möglichen paranormalen Phänomenen bei Sterbenden. Solche NDE's, seit altersher bekannt, sind nicht selten – beispielsweise die Begegnung mit Engeln, Verstorbenen oder die blitzschnelle Beurteilung des ganzen Lebens bis in alle Details. Möglich sind auch Erfahrungen in einem Bereich, in dem alles Wissen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu koexistieren scheint. Interessant ist: Erlebnisse, die auf eine Reinkarnation hinweisen, sind bei NDE's nicht beschrieben. Zur **Deutung von NDE's** sind nur **genau und kritisch analysierte Fälle** geeignet, ohne Zugabe von esoterischen Spekulationen. NDE's sind umso komplexer und aussagekräftiger, je unmittelbarer und näher sich der Betroffene dem **realen biologischen Tod** befindet. Gemäß Owens J. E. u. a. hatten Patienten bei NDE's umso größere kognitive Fähigkeiten je stärker ihre zerebralen und vitalen Funktionen beeinträchtigt waren (28 der insgesamt 58 Fälle) (Lit. Owens J. E. u. a., 1990).

Für uns besonders interessant sind **erfolgreich Reanimierte, die klinisch tot waren** (Ausfall der Hirnfunktionen, Atem- und Herzstillstand). Aus der **Neurochirurgie** kenne ich persönlich Patienten mit **Herzstillstand bei Tumoroperationen im Bereich des hinteren Hypothalamus (Hirnstamm)**. (Lit. Probst Ch. 1987, 1992, 1993). 3000 von 20000 in der Neurochirurgie Aarau 1973 bis 1993 operierten Patienten hatten Tumore, fast 20% davon im Bereich oder in der Nähe des Hirnstammes; meistens gutartige mit Heilungen oder günstigen Langzeitergebnissen. – Bei zwei 9- bzw. 12-jährigen Patientinnen mit großen Kraniopharyngeomen kam es während der mikrochirurgischen Tumorentfernung zu einem vorübergehenden Herzstillstand, weil einige ca. 3 Millimeter dicke Arterien der C4-Gruppe, die zum hinteren **Hypothalamus** ziehen mit seinen Kontrollzentren des Kreislaufs sich reflektorisch einengten. In beiden Fällen war die Reanimation erfolgreich nach Herzmassage von 20 bzw. 40 Minuten Dauer. Heute, 13 bzw. 17 Jahre später, geht es beiden gut. Eine **typische Situation, bei der NDE's möglich sind**. Dies zeigen auch die eindrücklichen, multidisziplinär analysierten **Fälle von NDE's der Neurochirurgie Southhampton, 2004**: Bei einigen war ebenfalls der hintere Hypothalamus involviert (z. B. Aneurysma der Basilarisspitze). Besonders häufig waren **Out of the Body-Experiences (OBE's)**. Solche Beobachtungen stützen unsere nachfolgenden Schlussfolgerungen. Für diese spezielle Kategorie von OBE's in Todesnähe kennen wir keine wissenschaftliche **Erklärung**. Dasselbe gilt für manche andersartige Nahtod-Erlebnisse. Auch die Berücksichtigung besonderer Einwirkungen – endogen (z. B. Stoffwechsel, Endorphine) bzw. exogen (z. B. Medikamente) – führt hier nicht weiter.

Out of the Body-Phänomene (OBE's) in Todesnähe

Im Gegensatz zu andersartigen Doppelgängerphänomenen können gewisse OBE's nicht als Halluzinationen (Sinnestäuschungen) beurteilt werden. Dies gilt insbesondere für **OBE's in realer Todesnähe, auf die wir uns nachfolgend beschränken. Die Häufigkeit** von OBE's bei dieser Patien-

tengruppe beträgt gemäß Owens J. E. u. a. 68%. Diese Patienten erleben sich selbst außerhalb ihres Körpers, den sie samt Umgebung komplex (visuell, akustisch etc.) und nachweisbar richtig wahrnehmen, oft mit gesteigerter Erlebnisfähigkeit trotz schwerster physiologischer Beeinträchtigung (bis hin zum reversiblen klinischen Tod mit Herzstillstand und Ausfall der wichtigsten Hirnfunktionen, inkl. Bewusstsein). **Wesentlich für unsere nachfolgende Beurteilung sind folgende Voraussetzungen: Wahrnehmung der Realität (1) während tiefer Bewusstlosigkeit, Beeinträchtigung vitaler Funktionen (2) und die mit dem realen Ablauf übereinstimmende Schilderung des Erlebten nach erfolgreicher Reanimation (3).**

Ein **mir bekanntes Beispiel** betrifft einen Arzt und Zürcher Universitätsprofessor: Er wurde plötzlich bewusstlos mit Herz- und Atemstillstand bei einem Myokardinfarkt. Nach erfolgreicher Reanimation konnte er den ganzen Ablauf genau schildern. Er hatte während dieser Zeit alles außerhalb seines Körpers gehört und gesehen. Eine Reihe von **Publikationen** erfüllen die **Voraussetzungen 1–3**, vor allem die Fälle der Neurochirurgie von Southhampton (2004), bestens dokumentiert und multidisziplinär analysiert. Dasselbe gilt von den bereits erwähnten Patienten von Owens J. E. u. a.

Sehr interessant ist auch die Arbeit von Ring K. u. a. (Lit. 1997): 24 Patienten hatten OBE's, darunter viele in realer Todesnähe, manche davon mit Ausfall der zerebralen und vitalen Funktionen. Auch diese Patienten hatten in Todesnähe alles richtig gesehen, obschon sie vor diesem Ereignis blind waren und wiederum blind nach Erlangen des Bewusstseins. Fast die Hälfte von ihnen war blind seit Geburt, somit ohne visuell-optische Erfahrung. – Ein analoger Fall ist mir auch hier persönlich bekannt.

Im Gegensatz zu den zitierten gibt es Arbeiten, welche die Voraussetzungen (1–3, Todesnähe) für unsere Schlussfolgerungen nicht erfüllen. So etwa einige Beobachtungen von Blanke O. u. a. (Lit. 2004): OBE's bei diagnostischer Elektrostimulation zur Epilepsieabklärung und OBE's bei komplex-partiellen Anfällen.

Schlussfolgerungen

Bei vielen Fällen von OBE's in realer Todesnähe sind Halluzinationen ausgeschlossen. Es wird die Realität wahrgenommen. Voreilige Schlüsse sind nicht erlaubt; die Betroffenen waren ja noch nicht tot. Aber: Diese Erlebnisse **sprechen dafür, dass es geistige Funktionen wie Bewusstsein gibt ohne normale Hirntätigkeit sowie Wahrnehmung von Realitäten ohne normale Funktion der Sinnesorgane.**

Persönlich-bewusstes Leben nach dem leiblichen Tod?

Wissen und Glauben – Christliche Offenbarung und Praxis

Diesen Fragen gegenüber sind manche **Neurochirurgen** und **Hirnforscher** besonders sensibel. Ich denke dabei u. a. an meinen verehrten Lehrer Professor **Hugo Krayenbühl** (1902–1985), Gründer der Neurochirurgie in der Schweiz (1937) und Direktor der Universitätsklinik Zürich. Selber reformiert, pflegte er vor großen neurochirurgischen Eingriffen und bei Sterbenden zu fragen: „Ist der Patient katholisch?“ Und, wenn ja: „Hat er die **Sterbesakramente** erhalten?“ **Seelenheil** – das war für Prof. Krayenbühl nicht einfach ein altes schönes Wort, sondern eine Realität über den Tod hinaus. – Als der Hirnforscher **John C. Eccles** (1903–1997) in seiner Wahlheimat Tenero-Contra im Tessin starb, schrieben Freunde und Kollegen aus aller Welt im Nachruf:

„Danke, Sir John, dass Sie gegen Thesen reagiert haben, welche die Unsterblichkeit der menschlichen Seele leugnen. Danke, weil Sie bestätigt haben, auch als Wissenschaftler an Gott zu glauben.“

Die Diskussion über die Unsterblichkeit beschränkt sich in der Regel auf die **Geistseele des Menschen**. Persönlich denke ich allerdings: Niemand kann die Unsterblichkeit der **sensitiven Seele** etwa eines höheren Tieres prinzipiell ausschließen, oder gar ein Wiedersehen mit dem Menschen, so wie dies die alten Ägypter angenommen haben. Dies im Gegensatz zu den abendländischen Philosophen des Mittelalters und später ganz im Gegensatz etwa zu Descartes. Meines Erachtens sollten wir hier über das Wort von Paulus nachdenken im Römerbrief 8, 19f.: „Die ganze Kreatur leidet und sehnt sich nach Erlösung von der Knechtschaft der Vergänglichkeit“ – **Nicht nur der Mensch!**

Es gibt **Gründe** für ein persönlich-bewusstes Weiterleben der Seele nach dem leiblichen Tod, philosophische und auch medizinisch-naturwissenschaftliche. Aber: Wir befinden uns hier in einem **Grenzbereich zwischen dem vernunftgestützten Wissen und dem Glauben**.

Eine **einseitige Überbewertung der Vernunft** führt zu Fehlschlüssen, jedenfalls aus christlicher Sicht. So ist zum Beispiel für den führenden Philosophen der **Aufklärung**, **Immanuel Kant** (Königsberg/Kaliningrad, 1724–1804) die **Vernunft** die oberste Instanz für den Menschen. Die Fähigkeit, Urteile zu finden, die weder auf beobachtender Erfahrung noch auf begrifflicher Analyse beruhen, ist für Kant die „Reine Vernunft“ (Synthetische Urteile „a priori“). Was man üblicherweise „Ethik“ nennt, bezeichnet er als „Praktische Vernunft“, aus der sich dann der „Kategorische Imperativ“ für ein moralisch tragbares Handeln ableitet. Maßgeblich für die praktische Vernunft ist gemäß Kant ein oberster Begriff für das absolut Gute, Gott genannt. Ein abstrakter „Gott“ allerdings, ohne Offenbarung, ohne persönlichen Bezug, ohne Gnade und Vergebung, ohne Hoffnung für den Menschen auf ein ewiges Leben.

Glauben heißt annehmen, was man nicht verstehen kann. Ohne einem **blinden Fideismus** zu verfallen, wohl aber im Gegensatz zur Aufklärung, können wir in Abwandlung des Wortes „Credo ut intellegam – Ich glaube, um zu erkennen“ etwas pointiert formulieren: **Erkenntnistheoretisch** setzt jedes Wissen primär Glauben voraus: In jeder Wissenschaft gibt es **letzte Sätze (Axiome) die weder beweisbar noch unmittelbar einsichtig sind**, die man aber annehmen muss als **Grundlage** für jede weitere Forschung. Dazu hat mir der Philosoph und Dominikanerpaten Professor **Josef Bochenski** am 13. 2. 1985 geschrieben: „Die Axiome der Naturwissenschaften sind weder beweisbar noch evident, aber man kann aus ihnen Verschiedenes ableiten und Vieles voraussagen. Die Axiome jeder Weltanschauung sind eine Angelegenheit des Glaubens, nicht des Wissens.“

Was ist für uns glaubwürdig und massgebend? Darauf kommt es hier an. Wenn es um **letzte Dinge** geht, ist für manche Hirnforscher und Kliniker, die ich persönlich kenne, die **Christliche Offenbarung** in Schrift und Tradition **maßgebend**. Die existentiell entscheidenden Aussagen sind allerdings **real und ohne Umdeutung** anzunehmen, so etwa die Worte: „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein“ (Lk 23/42–43) und weitere Stellen der Heiligen Schrift. Gegen die **liberale Exegese** mit ihren Umdeutungen sprechen u. a. neue Befunde zu Gunsten einer Frühdatierung der Evangelien (um die Mitte des ersten Jh.) im Sinne historischer Zeugnisse (z. B. Papyrusfragmente, Altertumswissenschaften – Lit.

Thiede Carsten P., u. a., 1996). Zudem kann man nicht die Naturwissenschaft gegen Wunder ins Feld führen; sie ist hierfür nicht kompetent.

Im direkten **Widerspruch zur Offenbarung** (siehe Katechismus der Katholischen Kirche (1993) Zf. 366, 1005, 1022, 1030–32, aber auch: Orthodoxe Katechese) steht die **Ablehnung der unsterblichen Seele** durch vermeintlich moderne westliche Theologen. Dies zu Gunsten einer **Lehre vom Ganztod**, wonach der Mensch als Ganzes sterbe und Weiterleben bestenfalls durch Gottes Gnade, im Sinne einer „Neuschöpfung“ möglich sei. – Die erdgebundene Zeitrechnung ist mit dem Tod aufgehoben, auch wenn wir Analogien zwischen Dies- und Jenseits annehmen. So gibt es auch die Vorstellung, die **Auferstehung**, d. h. die Vollendung mit dem geistig beseelten jenseitigen Leib, ereigne sich bereits beim individuellen Sterben und nicht erst am Ende der Zeiten. Im Gegensatz zur Ganztodthese werden hier aber das ungebrochene Fortleben des Individuums, eine evtl. Läuterung nach dem irdischen Tod und insbesondere die Realität und Unsterblichkeit der Seele klar bejaht. Nach christlicher Auffassung beruhen die **kontinuierliche Existenz des Individuums** und seine **Verantwortung** für Vergangenes über irdische Dimensionen hinaus wesentlich auf der **Unsterblichkeit der Seele**.

Von der Ablehnung dieser grundsätzlichen Aussage u. a. durch die Anhänger der Ganztodtheorie ist leider **auch die postkonziliare katholische Begräbnisliturgie betroffen: Im deutschen Rituale** spricht man praktisch nicht mehr von Seele und Seelenheil. Diesen Missstand haben manche Bischöfe und Kardinäle – auch Joseph Ratzinger, der heutige Papst Benedikt XVI., beklagt, denn: Wenn der Begriff der Seele eliminiert wird, fällt auch der Glaube an ihre Unsterblichkeit, und es verschwinden das Gebet für die armen Seelen sowie die lebendige Hoffnung auf die Fürsprache der Heiligen.

Im Gegensatz zum neuen Ritus wird in der überlieferten lateinischen Liturgie konkret und verständlich für die Seelen der Verstorbenen gebetet. Dies alles und **viele weitere Gründe** bewegen mich, unseren **überlieferten alten Römischen Ritus** weiterhin zu verehren und wo auch immer zu fördern. Der alte lateinische Ritus wird auch von unseren Russisch-Orthodoxen Freunden hoch geschätzt; sie betonen immer wieder wohlbegründet die tiefe innere Übereinstimmung mit ihrer eigenen Göttlichen Liturgie. Diese innere Übereinstimmung unseres alten Ritus mit der **Göttlichen Liturgie der Ostkirchen** zeigt sich beispielsweise im Umgang mit dem Geschick des Menschen nach dem leiblichen Tod, im Gebet für das Heil der Seelen (siehe dazu: 2 Makk 12,45). Der Glaube ist in **Russland** lebendig geblieben u. a. weil er in ihrer wunderbaren Liturgie unverkürzt ausgedrückt wird: Gottes-Dienst, Weg über die irdisch-menschliche Begrenztheit hinaus.

Über solche Fragen haben wir oft diskutiert, so auch an der **Internationalen Theologischen Sommerakademie von Aigen im Böhmerwald**, wohin ich 2001 und 2002 zu Referaten über **Gehirn und Seele** sowie **Sterbehilfe** eingeladen war. Aus Ost und West erhielt ich daraufhin eine ganze Reihe von engagierten Briefen, auch von Bischöfen und einzelnen Kardinälen. – Zum Problem **Seele und Theologie** hat mir beispielsweise **Christoph Kardinal Schönborn aus Wien** geschrieben (13. 9. 2001): „Ich kann Ihnen nur ganz zustimmen. Es war das ausdrückliche Anliegen des Katechismus der Katholischen Kirche, der bei nicht wenigen heutigen Theologen häufigen Ablehnung der Seele entgegenzuwirken

... Ich kann nur meinerseits in diesem Sinne mich weiterbemühen und auch Sie ermutigen.“

Und eben in diesem Sinne möge die vorliegende Studie zeigen, dass viele Ergebnisse der modernen Hirnforschung sowie klinische Erfahrungen unserem überlieferten Christlichen Glauben in Bezug auf die Seele keineswegs widersprechen, im Gegenteil: Sie stützen ihn sogar.

LITERATUR

Ausgewählte Publikationen 1986–2005

- Seidl Horst: „Zur Geistseele im menschlichen Embryo nach Aristoteles, Albertus Magnus und Thomas Aquinas“, In: Salzburger Jahrbuch f. Philosophie, 31: 37–63. **1986**
- Probst Charles: „Possibilities and Limitations of Microsurgery in Patients with Meningiomas of the Sellar Region“, Acta Neurochirurgica (Wien) 84: 99–102. **1987**
- Eccles John C.: „Die Evolution des Gehirns – Die Erschaffung des Selbst“, Piper München Zürich. ISBN 3-492-03291-5. **1989**
- Suarez Antoine: „Der menschliche Embryo, eine Person. Ein Beweis“, In: „Der Status des Embryos. Eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Beginn des Lebens“, Schweiz. Ges. f. Bioethik, Fassbänder Wien: 43–55, **1989**
- Owens J. E. u. a.: „Features of near-death experiences ...“, The Lancet, 336: 1175–1177. **1990**
- Probst Charles: „Herzstillstand bei Exstirpation großer Kraniopharyngeome: 2 Fälle mit erfolgreicher Reanimation – Überlegungen zur Pathogenese“, Neurochirurgia 35: 9–13. **1992**
- Katechismus der Katholischen Kirche, Oldenbourg-Benno-Paulus-Verlag-Veritas, **1993**
- Probst Charles: „Diagnostic and therapeutic advances in micro- and functional Neurosurgery – Experiences in 20 000 operated Patients, 1973–1993“. Dia-Schau mit 6 Lehrbüchern (Text/Bild, englisch) z. H. von Universitätskliniken in Ost- und Westeuropa sowie Asien. **1993**
- Eccles John C.: „Wie das Selbst sein Gehirn steuert“, Springer Heidelberg. ISBN 3-492-03669-4. **1994**
- Johannes Paul II.: „Evangelium Vitae“, Enzyklika Christiana-Verlag CH-Stein am Rhein. ISBN 3-7171-0993-6. **1995**
- Thiede Carsten P. u. a.: „Der Jesus Papyrus. Die Entdeckung einer Evangelien-Handschrift aus der Zeit der Augenzeugen“, Luchterhand Literaturverlag München. ISBN 3-630-87983-7. **1996**
- Blechschmidt Erich: „Die Erhaltung der Individualität. Der Mensch – Person von Anfang an. Humanembryologische Befunde“, Schriftenreihe der Gustav Siewerth-Akademie Weilheim-Bierbrunn, 1. Aufl., **1996**
- Ring Kenneth u. a.: „Near-Death and Out-of-Body Experiences in the Blind: A Study of apparent Eyeless Vision“, In: J. of Near-Death-Studies, Human Sciences Press 16, **1997**
- Werner Aloys: „Du plomb dans la tête“, Editions Slatkine Genève. ISBN 2-05-101599-6. **1998**
- Oduncu Fuat: „Hirntod und Organtransplantation. Medizinische, juristische und ethische Fragen“, Vandenhoeck und Ruprecht Göttingen, **1998**
- Probst Charles: „Unterwegs als Neurochirurg. Erinnerungen – Deutung. Ausblicke – Hoffnung“, 3. erw. Auflage. Christiana-Verlag CH-Stein am Rhein. ISBN 3-7171-0984-7. **1998**
- Seidl Horst: „Seele V. Kirchen- und philosophiegeschichtlich“, In: Theologische Realenzyklopädie, Sonderdruck Band XXX, Walter de Gruyter Berlin-New York: 748–759. **1999**
- Ewald Günter: „Ich war tot. Ein Naturwissenschaftler untersucht Nahtod-Erfahrungen“, Pattloch Augsburg. ISBN 3-629-00841-0. **1999**
- Probst Charles: „Hirntod – Tod des Menschen? Ein Diskussionsbeitrag“, Sonderdruck aus Medizin und Ideologie. Europ. Ärztektion, Pf. 1123 DE-89001 Ulm. **1999**
- Probst Charles: „Wunder in Lourdes“, Interview bei Tele 24 Zürich, 3. Mai 1999. Publ. SKS, 25: 11–12. **1999**
- Probst Charles: „Le Cerveau et l’Ame – Experiences en Neurochirurgie et Résultats des Recherches“, Dolentium Hominum, Revue

du Conseil Pontifical pour la Pastorale de la Santé, Cité du Vatican 41/2 : 29–36. **1999**

- Probst Charles: „Zur Realität der Seele aus der Sicht von Neurochirurgie und Hirnforschung“, In: „Realismus als philosophisches Problem“, Hrsg. Horst Seidl, Pöpstl. Lateranuniversität, Georg Olms Verlag Hildesheim – Zürich – New York: 197–213. ISBN 3-487-11091-1. **2000**
- Probst Charles: „Vernunft und Glaube – Unterwegs (nicht nur) als Neurochirurg“, Kirchliche Umschau 10: 5–6, **2000**
- Probst Charles: „Sukzessiv-Beseelung beim Menschen – Weiterhin Aktuell? Ein Diskussionsbeitrag“, Schweiz. Bioethische Ges., Separatum. **2001**
- Probst Charles: „Gedanken zur Bedeutung und Bewahrung des Überlieferten Römischen Ritus“, Sonderdruck 2001. Publ. z. T. in Kirchliche Umschau 11: 26–28, **2001**
- Probst Charles: „Gehirn und Seele aus der Sicht von Neurochirurgie und Hirnforschung“, In: „Der Mensch als Ebenbild Gottes. Christliche Anthropologie“, Hrsg. Franz Breid, Referate der Internation. Theolog. Sommerakademie 2001 des Linzer Priesterkreises. Stella Maris-Verlag DE-Buttenwiesen: 123–155. ISBN 3-934225-22-5. **2001**
- Cottier Georges, Cardinal: „L’embryo humain et e l’âme spirituelle“, Nova et Vetera 4: 35–51. **2001**
- Probst Charles: „Das Ich und sein Gehirn (Eccles)“, In: „Herkunft und Zukunft des Menschen. Ursprung des Lebens und Evolution“, Gustav Siewerth-Akademie: 51–68. ISBN 3-928273-80-9. **2002**
- Probst Charles: „Euthanasie aus der Sicht eines Neurochirurgen“, In: „Leben angesichts des Todes“, Hrsg. Franz Breid, Referate der Internation. Theolog. Sommerakademie des Linzer Priesterkreises. Stella Maris-Verlag DE-Buttenwiesen: 129–160. ISBN 3-934225-29-2. **2002**
- Probst Charles: „Sterbehilfe. Neurochirurgische Erfahrungen – Grundsätzliche Überlegungen“, In: Festschrift zum 25-jährigen Pontifikat S. H. Papst Johannes Paul II., Gustav Siewerth-Akademie: 375–391. ISBN 3-928273-77-9. September **2003**
- Blanke Olaf u. a.: „Out-of-the-body experience and autopsy of neurological origin“, Brain 127: 243–258. **2004**
- Probst Charles, Fantacci Giovanni: „Christliche Sterbehilfe aus ärztlicher Sicht“, Kirche heute 11: 8–16. **2004**
- Davies Michael: „Gemeinsam zum Herrn hingewandt!“ Una Voce-Korrespondenz, 34/6: 326–342. **2004**
- Wieser H. G.: „Die Behandlung der Epilepsien und verhaltensneurologische Aspekte“, Schweiz. Arch. Neurol. Psych. 155/8: 386–398. **2004**
- Libet Benjamin: „Mind Time“, Harvard University Press **2004**. Deutsch: Suhrkamp **2005**
- Probst Charles: „Grenzfragen am Lebensende – Beiträge der Medizin“, Kirche heute 2: 8–10, **2005**
- Probst Charles: „Gehirn und Seele: Was sagen Neurochirurgie und Hirnforschung? – Mit Fragen aus den Grenzbereichen von Wissen und Glauben“. Erweit. und ergänzte Aufl. für versch. Landesbibliotheken und Hochschulen etc., **2005**

Weitere Literatur beim Autor

ZUM AUTOR

- **Probst Charles:**
„Unterwegs als Neurochirurg
Erinnerungen – Deutung. Ausblicke – Hoffnung“
3. erweiterte Auflage: 361 Seiten, 39 Farb- und 33 Schwarz-weiß Fotos. Christiana Verlag, **1998**. ISBN 3-7171-0984-7
- **Charles Franz Josef Probst**, geb. 30. 3. 1931 in CH-Laufenbourg.
Heirat 1964 mit Cécile Jung, Dr. med., Ärztin.
– Professor für Neurochirurgie an der Universität Zürich, Dr. med. und Dr. h. c. (Lublín).
– Gründer und Direktor der Neurochirurgischen Klinik Aarau, wo während 20 Jahren (1973 bis 1993) über 20000 Patienten an Hirn und Rückenmark operiert wurden, mit

Spezialgebieten wie Mikrochirurgie bei Hirntumoren, Neurochirurgie des Schmerzes u. a. 16 ehemalige Mitarbeiter sind heute Klinikdirektoren/Professoren in aller Welt.

- Intensive wissenschaftliche Tätigkeit international in zahlreichen Gremien, mit 195 neurochirurgischen Publikationen inkl. einige Lehrbücher.
- Lehrtätigkeit an der Universität Zürich, sowie als Gastprofessor an verschiedenen Hochschulen in Ost und West.
- Vielfältiges Engagement im Rahmen der Katholischen Kirche, beispielsweise als Päpstlicher Consultor. Bearbei-

tung von Grenzfragen wie Gehirn und Seele, Hirntod und Transplantationsmedizin, Euthanasie, u. a. Publikationen inkl. Buchbeiträge zu diesen Themen, 1995 bis 2005: 42

*Anschrift des Autors: Univ. Prof. Dr. med. Dr. h. c.
Charles Probst
Neurochirurg FMH
Gründer und Chefarzt em. der Neurochirurgischen Klinik Aarau
Friedweg 29, CH-5080 Laufenburg
Telefon und Fax 0041/62/874 14 20*

PETER A. KWASNIEWSKI

Die Inquisition: Fakten und Phantasien Über die Wichtigkeit einer Geschichtskorrektur*

Nichts ist besser, als um Verzeihung zu bitten, wenn etwas schief gelaufen ist. Das ist nicht *irgendeine* christliche Betätigung, es ist vielmehr das „Herz des Evangeliums“. Wir sind Sünder, die Verurteilung verdient haben, und wir bitten den barmherzigen Herrn um Verzeihung. Jesus wurde in die Welt gesandt, „nicht um die Welt zu richten, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde“ (Joh 3,16). Den inneren Zusammenhang zwischen Christentum, Sündenbekenntnis und Verzeihung darzulegen, würde bedeuten, das Neue Testament schlichtweg zu kopieren. Man sollte sich darum nicht daran stoßen, wenn berühmte führende Personen der katholischen Kirche, allen voran der Papst, für Irrtümer, Fehler, ja Verbrechen in der Vergangenheit öffentlich um Entschuldigung bitten. Die Kirche *besteht* aus Sündern, und Sünder können eines am Besten: nämlich sündigen. Die Kirche *sollte* aus reuigen Sündern bestehen, und reuige Sünder können eines am Besten: bereuen. Je öffentlicher und aufrichtiger die empfundene Reue, desto besser. In der alten Kirche wurden die schweren Sünden öffentlich bekannt und öffentliche Bußen verteilt, und zwar in einer Härte, die heutige Gemeindeglieder in den Kirchenbänken in Ohnmacht fallen ließe. Es gibt also keinen Grund, am bemerkenswerten *mea* (oder *nostra*) *culpa* des Heiligen Vaters am *Tag der Versöhnung*, am 12. März 2000, dem ersten Sonntag der Fastenzeit im Jubiläumsjahr, Anstoß zu nehmen. Eher umgekehrt: Es gab *jeden* Grund, im Geist zu trauern und unter Tränen den Himmel um Erbarmen anzuflehen, als der Papst an die scheinbar endlose Reihe von Sünden erinnerte, die über Jahrhunderte hinweg von Männern und Frauen begangen wurden, die berufen waren (und sind), „Hausgenossen Gottes und Mitbürger der Heiligen“ zu sein. Der Papst sagte kein einziges Mal, die *Kirche selbst* habe gesündigt; im Gegenteil: er bestand darauf, dass die Kirche als makellose Braut Christi nie sündigen konnte. Er erklärte, *getaufte Christen* hätten gesündigt, Männer und Frauen, die sich mehr oder weniger bemühten, dem Evangelium gemäß zu leben, und die in dieser Aufgabe – wiederum: mehr oder weniger – gefehlt hätten; und er bat für jene lauen und irrenden Gläubigen um Gottes Verzeihung und die der Menschen. Er schonte dabei weder sich selbst noch irgendein anderes Mitglied der heutigen Kirche. Es war

eine heroische Geste der Demut, Reue, Großherzigkeit, motiviert von einer reinen und kindlichen Liebe zu Gott¹.

Wenn Geschichte neu geschrieben wird, wird die Kirche gerne verleumdet, und zwar in der Art einer Hollywood-Vision eines riesigen, dunklen Ungeheuers, das der menschlichen Geschichte auflauerte, welches das Mittelalter mit Furcht und Zittern erfüllte. Genau das geschah auch beim „Internationalen Symposium ‚Die Inquisition‘“ in Rom im Oktober 1998, das zur damaligen Zeit beträchtliche Aufmerksamkeit erregte und es noch in Zukunft tun wird, da das insgesamt 783 Seiten starke Protokoll nun publiziert wurde. Gibt es jemanden, der je daran gezweifelt hat, dass im Rahmen der Inquisition Verbrechen begangen wurden? Sicher nicht; so wie niemand daran zweifeln wird, dass von weltlichen Gerichten zu jeder Zeit und an jedem Ort Unrecht getan wurde. Doch ist für die Diskreditierung der katholischen Kirche kein anderes Thema in der Geschichte so oft wiederholt und übertrieben worden – von Protestanten und Atheisten gleichermaßen – wie die „Inquisition“². Das Protokoll des Symposiums schafft es sogar, alle vorherigen Veröffentlichungen, in denen Päpste und Kardinäle angeprangert und Dominikaner – zusammen mit anderen – wegen ihrer unbeschreiblichen Verbrechen gegen die Menschheit beschimpft wurden, an Vorwürfen zu übertreffen. Hier eine Kostprobe: „Aufgrund der römischen Inquisition sind bei Pius V. mehr legale Morde zu verzeichnen als bei irgendeinem anderen Papst des 16. Jahrhunderts, einschließlich Paul IV. und Sixtus V. Dennoch wurde nur er heilig gesprochen, während die

¹ Und es war ein Akt, der von den verlässlichsten Theologen lang vorbereitet wurde: Charles Cardinal Journet und Jacques Maritain sind zu erwähnen (cf. Journet, *Théologie de l'Église* [Paris: Desclée, 1958]; *Theology of the Church*, übers. von Victor Szczurek, O. Praem. [San Francisco: Ignatius Press, 2004], 207–232; Maritain, *De l'Église du Christ* [Paris: Desclée, 1970]; *On the Church of Christ*, übers. von Joseph W. Evans [Notre Dame: University of Notre Dame Press, 1973], 6–14, 40–44, et passim). Im Hinblick auf den Tag der Versöhnung bereitete die internationale theologische Kommission im Dezember 1999 das Dokument *Memory and Reconciliation: The church and the faults of the Past* vor, welches die Legitimation und (sogar) Notwendigkeit eines derartigen Aktes am Tag der Versöhnung nachwies. Die Predigt des Papstes, dessen Ansprache zum Angelus am 12. März 2000, sowie auch das ITK-Dokument sind auf der vatikanischen Website verfügbar.

² Wie die Zusammenfassung des Symposiums selbst bestätigt, ist die Inquisition nicht wirklich ein einzelnes „Ding“, auch wenn man von ihr gewöhnlich im Singular spricht. Es gab mehrere verschiedene Inquisitionen, die an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten für verschiedene Zwecke eingerichtet wurden.

* Der Beitrag ist bereits auf englisch vor einiger Zeit in der «Homiletic & Pastoral Review» erschienen (vol. 105, n. 6, March 2005). Übersetzt wurde er von P. Markus Christoph, SJM.

anderen beiden ein Inbegriff bigotten Roheit blieben.“ (Protokoll, S. 545). Oder: „Weil die Klügsten und Heiligsten unter den Vätern und Lehrern der Kirche dieser ‚allgemeinen Lehre‘ [von Folter und Tod] durch ihre persönliche Autorität so große Glaubwürdigkeit verliehen, so dass es sich um eine quasi lehramtliche Autorität zu handeln schien, darum muss das authentische Lehramt der Kirche eine ehrbare Entschädigung vorlegen“ (ebd., S. 767). Dies alles ist ermüdend tendenziös. Pius V. war in Wahrheit ein großer Heiliger, dessen Unterstützung der römischen Inquisition leicht zu verteidigen wäre. Den Tod von verurteilten Verbrechern, wie Pius und andere seiner Zeit sie verstanden, als „legale Morde“ zu bezeichnen, ist ein schockierender journalistischer Stil. Will man außerdem das „authentische Lehramt“ von heute gegen ein „Quasi-Lehramt“ der Vergangenheit ausspielen, so zeugt das von einem beinahe kindischem Verständnis der kirchlicher Tradition.

Werfen wir einen realistischen Blick auf alles: Zuallererst ist es ja nicht so, als wäre die Inquisition niemals von anerkannten, nüchternen und namhaften Historikern untersucht worden. Selbst der Zugang zu bestimmten vatikanischen Dokumenten und die Öffnung der geheimen Archive änderten in keiner bedeutsamen Weise die wichtigsten historischen Fakten, die schon aufgearbeitet und reflektiert waren. Viele gute Bücher wurden geschrieben und den meisten von ihnen gelang der Nachweis, dass die Inquisition nicht so schlecht war, wie Autoren behaupteten, die ihrer Phantasie freien Lauf ließen³. Vielerorts arbeiteten die Gerichte der Inquisition sogar mit beträchtlich größerer Gerechtigkeit und Nachsicht als ihre weltlichen Äquivalente, die in der Regel drakonisch und rücksichtslos waren. Die Inquisition führte an vielen Orten erstmals systematische Verfahren mit Beweisaufnahme ein, durchsichtige, gerichtliche Prozesse, mit der Notwendigkeit durch Kreuzverhör geprüfter Augenzeugenaussagen und anderen Merkmalen, die wir gewöhnlich nur mit demokratischen Gerichten verbinden⁴. Eine Reihe von klaren und gerechten Regeln war zu befolgen, so dass die Kirchenverwaltungen das System überwachen konnten; so mussten zum Beispiel sorgfältige Protokolle der richterlichen Verfahren aufbewahrt und periodisch vorgelegt werden. Diese Aufzeichnungen bilden eine Goldgrube für heutige Forscher; sie

zeigen, dass bei den oft willkürlichen und geheimen weltlichen Gerichten praktisch nichts Vergleichbares zu finden ist. Diese und viele ähnliche Merkmale waren zur damaligen Zeit völlig neu. Wurden Leute als unrechtmäßig beschuldigt befunden, erfolgte schnell ihre Freilassung, und diejenigen, die der Ketzerei, Blasphemie usw. überführt waren, wurden in vielen Fällen *leichter* bestraft als es vor der Einführung der Inquisition üblich gewesen war. Besonders zu erwähnen ist, dass heutige revisionistische Historiker ohne Unterscheidung mit dem einen unheimlichen Wort „Folter“ einen ganzen Bereich verschiedener mittelalterlichen Praktiken zusammenfassen, die wir als „Prüfungen“, „Tests“ oder „Druckausübung“ bezeichnen würden, als auch das, was nur in einer Minderheit von Fällen dem entspricht, was wirklich Folter genannt werden kann. Auch wenn dadurch die Verantwortlichen der Kirche, die weltliche Methoden anwandten, nicht gerechtfertigt werden, so sollte doch die allgemein übliche Härte der Strafurteile in der europäischen Geschichte bis hin zur modernen Zeit das eigene Urteil über die kirchlichen Gerichte mildern. Nur ein Narr könnte übersehen, dass die großen modernen Imperien, die die Führung der Kirche spöttisch zurückwiesen, um den Menschen – wie sie in ihrer Propaganda verkündeten – um des Menschen willen zu emanzipieren und zu erhöhen, die Menschenrechte auf eine so furchtbare Weise verletzten, wie es all den Torquemadas und Savonarolas niemals in den Sinn gekommen wäre. Ein Historiker, der das Schwert des geschichtlichen Urteils schwingt, sollte wissen, wie wichtig es ist, Selbstbeherrschung und andere Tugenden der Disziplin zu üben, eine ausgewogene, durch die Quellen des Pro und Contra genährte Sichtweise zu pflegen, seine eigenen versteckten Motivationen zu prüfen, vom eigenen Zeitalter zu abstrahieren und vor dessen Heucheleien auf der Hut zu sein. Den meisten Historikern scheinen aber diese Tugenden und diese Selbstbeherrschung gerade dann zu fehlen, wenn es um die Verurteilung der katholischen Kirche geht; ein Phänomen, das oft beobachtet werden kann, doch offensichtlich noch nicht oft genug, dass es auch jene erreicht hätte, die bei der schriftlichen Fixierung des Symposium beteiligt waren.

Außerdem – und das ist der Punkt, der am meisten bedacht werden sollte – ist es ein äußerst alarmierendes Zeichen, dass der moderne Mensch die sozialen Gefahren eines religiösen Irrtums nur so schwer erkennt. Jeder, der mit der mittelalterlichen Geschichte vertraut ist, weiß um die massiven zivilen Wirrnisse, die von häretischen Gruppierungen wie den Katharern, Albigenern und Waldensern verursacht wurden⁵. Die Probleme, um die es konkret ging, waren nicht nur – wie es sich der moderne Zeitungsleser nur zu gern vorstellt – Differenzen, die besonnen in höflichen Publikationen ausgetragen wurden. Hier ging es um Meinungsverschiedenheiten, die die Struktur der Gesellschaft auseinanderrißen, die die Familien, die politische Ordnung, das Wohlergehen und die Verantwortung des Einzelnen zerstörten. Die Kirche – oder besser: die Christenheit ermutigt durch die Kirche – hatte recht, schnell zu handeln, und – falls notwendig – auch hart einzugreifen. Als Zusammenfassung von William Carrolls Erklärung beschreibt Fr. William Most zwei für das Mittelalter typische Situationen:

Besonders in Frankreich und Spanien waren die ketzerischen Katharer nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat und für alle eine Gefahr. (...) Die

³ Ein ausgezeichnetes Buch ist Henry Kamen, *The Spanish Inquisition – a Historical Revision* (New Haven, CT: Yale University Press, 1998). Kamens Ziel ist es, mit genauen Beweisen die unglaublich übertriebenen Legenden bezüglich der spanischen Inquisition zu korrigieren und das Ganze durchsichtig zu machen. Gemäß einer großzügigen Schätzung wurden nur 1% der von der Inquisition untersuchten Personen auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die meisten der für schuldig Befundenen wurde mit einer Prügelstrafe belegt und zu geistlichen Exerzitien „verurteilt“. Ein Rezensent des Buchs, Samuel Nigro, stellte einige interessante Vergleiche an (*Sozial Justice Review*, März-April 1999). Moses ließ *an einem einzigen Tag* mehr Leute wegen der Verehrung des goldenen Kalbs töten (vgl. Ex 32,27–28) als Torquemada und seine Kollegen während vieler Jahrzehnte. Die Anzahl der Katholiken, die in protestantischen Ländern ermordet wurden, übertrifft bei weitem die Zahl von Personen, die in Folge der Inquisition hingerichtet wurden; zum Beispiel ist Königin Elizabeth I. während ihrer Herrschaft für mehr religiös motivierte Hinrichtungen (d. h. das Martyrium von Katholiken) verantwortlich, als die spanische und römische Inquisition in einer Periode von drei Jahrhunderten zusammen. Solche Beobachtungen *rechtfertigen* nichts; aber sie helfen, die Dinge in ihren richtigen Proportionen zu sehen.

⁴ Wie P. William Most schreibt: „Personen, die von der Inquisition angeklagt wurden, durften ihre Ankläger nicht kennen, und zwar um die Ankläger zu schützen. – Diese Art von Dingen geschieht auch heute noch bei US-Gerichten zum Schutz von Zeugen. Aber die festgenommene Person sollte eine Liste seiner persönlichen Feinde anlegen, und nichts von deren Aussage würde gegen ihn verwendet. Welches moderne Gericht erlaubt eine solche Praxis?“ („Inquisition“, verfügbar bei www.catholicculture.org/docs/most/getwork.cfm?worknum=92).

⁵ Vgl. Walter L. Wakefield und Austin P. Evans, *Heresies of the High Middle Ages* (New York: Columbia University Press, 1969).

Katharer waren so gefährlich wie heute Terroristen und verbreiteten Furcht, Grausamkeit, Blutvergießen und Krieg immer dann, wenn sie dafür ausreichend Männer fanden. In Südfrankreich bedurfte es der ganzen militärischen Kraft des Königs von Frankreich, um sie zu überwinden. (...) Im Jahr 1242 ermordeten die Katharer zehn der Inquisitoren.

In der spanischen Geschichte griffen die Türken im Jahr 1480 die süditalienische Stadt Otranto an. 12.000 Menschen wurden getötet, der Rest wurde versklavt. Das heilige Buch des Islams verlangt, alle „Ungläubigen“ zu töten; im *Koran* heißt es: „Wenn ihr den Ungläubigen begegnet, schlägt ihnen die Köpfe ab, bis ihr ein großes Schlachten unter ihnen angerichtet habt, und legt sie in Ketten.“ (zit. nach: B. Palmer *Understanding the Islamic Explosion*, Horizon Books, 1980, S. 36). Die Türken töteten jeden Geistlichen in der Stadt und sägten den Erzbischof entzwei. Darum schickte Königin Isabella eine Flotte nach Italien. Als im September 1480 klar wurde, dass die Türken dasselbe in jeder beliebigen Küstenstadt wiederholen könnten, führte Isabella die Inquisition ein, die sich mit dem speziellen Problem jener beschäftigte, die vorgaben, christlich zu werden, aber nicht wirklich bekehrt waren und die Tore der Stadt für die Türken öffnen konnten⁶.

Die mittelalterliche Christenheit reagierte auf derartige Großkrisen in doppelter Weise: Mit Gebetssturm und dem scharfen Schwert. Nicht allein das Gebet, aber auch nicht allein das Schwert; zu beidem nahm man Zuflucht – je nach den Umständen. Heutige Kirchgänger verdammen diesen „pragmatischen“ Lösungsansatz nicht so sehr wegen sorgfältig durchdachter Gegenargumente, sondern wegen der wachsenden Dominanz einer Art von Idealismus, die dringend kritisch zu prüfen wäre. Ich meine die Einstellung, dass „alles, was jemals in der Christenheit notwendig gewesen wäre, ist zu glauben, zu beten und zu opfern. Alles weitere ist Sünde.“ Selten sagt man es so direkt, aber manchen Aussagen von Prälaten liegt genau das zugrunde. Ein Beispiel: Die Europäer hätten die Türken, die immer wieder versuchten, in Europa einzufallen, nicht bekämpfen sollen. Sie hätten sie einfach hereinströmen lassen sollen, um Frauen zu vergewaltigen und Städte zu plündern, um Heiligtümer zu entweihen und Kirchen niederzubrennen, und – folgerichtig – ihre Moscheen zu errichten. Der „Gegenangriff“ sollte lediglich in christlicher Sanftmut und Verzeihung bestehen; und in Predigt dort, wo Predigen praktikabel gewesen wäre. Oder: Man hätte die manichäischen Ketzler in Südfrankreich ihre Ansichten und besonderen Kulte verbreiten lassen sollen, ohne Rücksicht auf den Schaden, den sie verursachten: den Verlust des Glaubens (und Verlust des ewigen Heils) von Tausenden von Seelen. Freiheit und Rechte für alle! Die Päpste des neunzehnten Jahrhunderts waren in diesem Punkt viel realistischer: Sie sahen, dass dies in der Praxis fast immer dazu führt, Freiheit und Recht jedermann zu gewähren, mit Ausnahme der Kirche, und so die Katholiken zu benachteiligen. Es ist wahr: Die gesellschaftliche Verwirklichung der christlichen Ideale fällt zurück auf die Stufe heidnischen Durchsetzungsvermögens, wenn sie vom Ideal der christlichen Liebe und Verzeihung abgetrennt wird; aber die beiden Letzteren werden für ihren Teil wiederum zur träumerischen Illusion,

wenn sie nicht in einer täglichen, fest verknüpften Gemeinschaft und Lebensweise verwurzelt sind. In modernen Zeiten haben wir *die weltliche Verwirklichung* des christlichen Glaubens fast verloren. Wir leben alle in unseren Köpfen und unser Glaube scheint an die gesellschaftliche Ordnung keine Ansprüche zu stellen. Was tun wir, um das Angesicht der Erde zu erneuern?

Dies führt uns wiederum zu einem tieferen Aspekt, der heute in einer Zeit eines weit verbreiteten Relativismus, Indifferentismus und einer „wertfreien“ Demokratie leicht vergessen wird: Ein schwerwiegender religiöser Irrtum bleibt nämlich nicht auf den Kopf beschränkt; er gräbt sich ins Herz und zirkuliert gleichsam im ganzen menschlichen Blutkreislauf, bis er jedes Wort und jedes Werk des Menschen beeinflusst, störend – verfälschend – pervertierend. Aus gutem Grund unternahm die Kirche größte Anstrengungen, wenn es darum ging, Häresie oder andere Irrtümer gegen den Glauben an der Ausbreitung zu hindern. Mit gutem Grund nahmen die weltlichen Regierungen früher ihre Verantwortung gegenüber der Wahrheit des Evangeliums und den Schutz der Rechte der schwächeren Glieder einer Gesellschaft ernst, traten für die Rechte der Armen und Ungebildeten ein, die – anders als die Minderheit des gebildeten Klerus – nicht fähig waren, die schmeichelhaften und oft plausibel klingenden Irrtümer zu widerlegen. Eine Gesellschaft wird durch Liebe zusammengehalten, und Liebe ihrerseits wird durch Wahrheit genährt – Wahrheit über Gott, Wahrheit über den Menschen. Keine Wahrheit der katholischen Soziallehre ist grundlegender, wie man beinahe allen Enzykliken von Gregor XVI. bis hin zu Johannes Paul II. entnehmen kann. Um so verwunderlicher ist es, dass die Inquisition nur dazu hätte dienen sollte, an bestimmten Orten böswürdige Verbrechen gegen den katholischen Glauben zu bekämpfen – ob niemals eine Sünde *in Gedanken* oder *Begierden* begangen worden wäre, sondern nur mit Stöcken und Steinen. Ich glaube, es war Chesterton, der sagte, der Kinderreim „Stöcke und Steine können meine Knochen brechen, aber *Namen* verletzen mich nicht“, sei genau falsch; denn durch die Benennung der Dinge erhalten wir Macht über sie – oder sie über uns. Welche *Namen welchen Dingen* zu geben sind, ist die zentrale Frage des Verstehens. Ist dieser oder dieser Glaube wahr oder falsch? Ist dieser oder dieser Gott *wahr oder falsch*? Von dieser Perspektive aus verursachen nicht Stöcke und Steine bleibenden Schaden an Personen, sondern Irrtum, Laster und Perversion. Kirchliche Führer sollten den Mut haben, die Richtigkeit der Lehre von Thomas von Aquin auf diesem Gebiet zu bestätigen, genauso wie die allgemeinen Schlüsse, die er daraus ableitete (nämlich: die zivile Regierung habe die ernste Verpflichtung, moralische Tugend bei ihren Bürgern zu fördern, einschließlich der Ausübung der Religion, und kraftvolle, aber auch besonnene Maßnahmen zu ergreifen, um den Irrtum und das Laster einzugrenzen, die das allgemeine Wohl unterminieren), und ebenfalls zu erklären, seine speziellen sozialen Empfehlungen seien nach wie vor *an sich* nicht unmoralisch, auch wenn sie aufgrund verschiedenster Gründe für uns in einer pluralistischen Gesellschaft nicht mehr uneingeschränkt wünschenswert sind (z. B. dass notorische Ketzler von der Kirche der weltlichen Gewalt zur Bestrafung übergeben werden können). Es ist das Verdienst des Thomas von Aquin, ein Verständnis der christlichen Weisheit formuliert zu haben, welches Liebe und Gerechtigkeit, Freiheit und Ordnung in ihrer höchsten Steigerung miteinander verbindet. Die Behauptung, die Synthese des hl. Thomas sei nicht mehr länger gültig, ist nichts anderes als feiges Zurückweichen vor

⁶ Vgl. Fußnote 4 für den Verweis auf den Autor Most und Fußnote 9 für den Verweis auf Carroll.

den (expliziten oder impliziten) Drohungen von kleinlichen Tyrannen eines Liberalismus, der unsere modernen Regierungen im Westen leitet. Dies wäre alles nicht so beschämend, wenn nicht noch bis vor kurzem Päpste, Bischöfe und Priester genau deswegen unbeschreiblich gelitten hätten – in vielen Fällen bis zum Martyrium –, weil sie sich weigerten, auch nur im kleinsten Punkt mit den giftigen Prinzipien der Aufklärung – dem Naturalismus und Rationalismus – einen Kompromiss zu schließen.

Es gäbe noch viel zu sagen, um die Menschen vor Wehgeschrei und Wehklagen über die Inquisition, die so lange ein bevorzugtes Ziel der antikirchlichen Angriffe war, und wahrscheinlich auch weiterhin bleiben wird, zu warnen. Auf vier wichtige Folgerungen möchte ich am Ende aber hinweisen:

Erstens, lassen wir uns durch Konferenzen und Symposien nicht eine falsche Scham aufnötigen, die uns zu sagen versuchen, wie gottlos wir gewesen seien. Die Geschichte kennt fast immer zwei oder drei Seiten einer Begebenheit, vor allem dann, wenn es um das Mittelalter geht, einer überaus komplexen Periode, die von heutigen Autoren häufig missverstanden und folglich falsch interpretiert wird. Die Wurzeln dieses Problems liegen sehr tief, nämlich bei der Grundfrage, was der christliche Glaube – wie er in der Katholischen Kirche lebendig ist – *ist und in der Welt sein soll* – mit anderen Worten: Es geht um die Grundfrage des sozialen und kulturellen Ausdruck des mystischen Leibes Christi.

Zweitens, ohne Zweifel haben Christen als Einzelpersonen das Evangelium in ihrem Leben oft schlecht verwirklicht; wir brauchen ja nur in den Spiegel unseres eigenen Lebens zu blicken. Dies bedeutet ja nicht, gleich ins gegenteilige Extrem zu fallen und die Inquisition zu feiern oder die berechtigten Kritikpunkte zu leugnen. Beinahe jede Kritik kann uns irgend etwas Wertvolles lehren. Notwendig ist Demut und Reue in Anbetracht nachgewiesener Sünden, angefangen beim Klopfen an die eigene Brust und bis hin zum ganzen Menschenschlecht. Genau dies hat unser Herr in seinem Fleisch am Kreuz getan, und er bittet uns, ihn durch miterlösendes Leiden nachzuahmen (vgl. Kol 1,24). Die Betrachtung der Sünden in uns und um uns herum kann nur dann geistig fruchtbar werden, wenn sie zu neuem Vertrauen auf den Erlöser der Menschheit, zu neuem Flehen um seine Verzeihung, zu neuer Trauer über die ihm zugefügten Beleidigungen und zu neuer Freude über sein überreichliches Geschenk des Lebens führt. In der Tat: Betrachten wir die Sünde in irgendeiner anderen Weise, für einen anderen Zweck, so wird uns das ablenken, entmutigen und letztlich zerstören. P. Paul Murray OP hat zu diesem Punkt sehr aufschlussreich erklärt:

Perseus weiß, dass er die böse Gorgo Medusa erschlagen muss und zwar indem er sie enthauptet. Aber er weiß auch, dass jeder, der der bösen Gorgo direkt ins Gesicht blickt, sofort zu Stein erstarrt. Perseus erhält von einem der Götter als Geschenk ein glänzendes Bronzeschild. ... [und] anstatt beim Erschlagen direkt ins Medusas Gesicht zu blicken, sieht er nur das Bild Gorgos, das sich in seinem Schild spiegelt. ... Wenn ich mir aus Stolz oder Neugier heraus erlaube, das Böse direkt zu betrachten, ohne zugleich bei Gott Zuflucht zu nehmen, Tag für Tag, Woche für Woche, sei es in der gewöhnlichen Realität der öffentlichen Medien oder in der privaten Gerüchteküche, so wird dies mir allmählich meine ganze Energie und Hoffnung rauben. Wenn ich aber die Demut besitze, das Böse, wenn ich ihm gegenüber treten muss, immer nur im Lichte Christi, meinem Schild, anzusehen, dann

werde ich meine Energie und meine Hoffnung nicht verlieren. ... Zu lernen, direkt auf den Spiegel zu sehen, der Christus, mein Schild ist, zu lernen, das Übel um mich herum und das Übel innerhalb meiner selbst im Lichte Christi zu sehen, das ist der beste Weg – und tatsächlich der einzig sichere Weg, um zu verhindern, dass mein Herz durch Furcht oder Vorurteile, Verzweiflung oder falsche Urteile zu Stein verhärtet wird⁷.

Drittens, für Katholiken, die ein besseres Verständnis der Kirchengeschichte suchen, ist es entscheidend, sich mit dem außerordentlichen Vermächtnis der katholischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vertraut zu machen. Vieles von dieser Arbeit ist heute vergessen; doch nur selten, weil sich die Geschichtsschreibung verbessert hat, sondern hauptsächlich aus Gründen des Zeitgeistes und – leider – nicht immer aus aufrichtigen Motiven. C. S. Lewis drängte einmal moderne Leute im Interesse ihres eigenen Wohls, für fünf zeitgenössische Bücher mindestens ein „großes“ altes Buch zu lesen, (und er meinte „alt“ im eigentlichen Sinn – einen alten griechischen Dichter oder Philosophen, einen Kirchenvater, einen Mönch oder Bruder des Mittelalters). Ich würde einen zusätzlichen Grundsatz empfehlen: Für jedes Buch, welches eine katholische Persönlichkeit, Ereignis, Periode usw. kritisiert oder angreift, sollte man versuchen, das beste Buch der entgegengesetzten Perspektive zu finden. Das kann freilich eine gewisse Suche bedeuten, aber mit Hilfe belesener Freunde und des Internets führt dies normalerweise zu einem Ergebnis, das der Mühe wert ist⁸. Ein Beispiel: William Thomas Walshs Biographie über Philipp II. von Spanien ist wertvoller als ein Stapel anderer Bücher über diesen Herrscher und sein Jahrhundert, und zugleich ein Korrektiv von vielen antikatholischen Irrtümern⁹. Derselbe Autor hat das bemerkenswerte Buch *Characters of the Inquisition*¹⁰ geschrieben, das jeder, der sich für dieses Thema interessiert, lesen sollte, und vor allem diejenigen, die viele Fakten – sozusagen zum „Augenöffnen“ – erfahren möchten, über Inquisitoren und Ketzer gleichermaßen, Fakten, die man im veröffentlichten Band über das oben genannte Symposium nur schwerlich finden wird.

Viertens und letztens: Wir sollten nicht die vielen Gelegenheiten verstreichen lassen, die uns unser Herr jeden Tag schenkt, um unseren eigenen Beitrag zu leisten für die Wiederherstellung der christlichen Kultur – und der *Christenheit* selber –, die kein leerer Begriff ist, sondern einmal eine lebendige Realität war und jederzeit wieder werden könnte, wenn die menschliche Freiheit von ihrem weltlichen Schlum-

⁷ „Dominicans Drinking: A Neglected Image of the „Holy Preaching““, *Religious Life Review* 41 (Sept./Okt. 2002): 272–83; hier, 279–81.

⁸ Viele Leute haben zum Beispiel noch nicht die Bereicherung genossen, Hilaire Belloc ausgezeichnete Biographien von einigen der wichtigsten Männer und Frauen der europäischen Geschichte gelesen zu haben. Liest man eine derartige Biographie, so beginnt man, den Unterschied zwischen bloßem Sammeln von Fakten und durchdringendem Verstehen mit einem Auge für das entscheidende Detail zu schätzen (Belloc besichtigte und studierte jedes „Kampffeld“, worüber er schrieb, mit eigenen Augen). Gleichzeitig erhält man einen vollständigen Überblick über das europäische Drama (hier ist Belloc ebenfalls beinahe ohne Konkurrenz).

⁹ Publiziert bei Sheed & Ward im Jahr 1937, nachgedruckt von TAN Books im Jahr 1987. Dieses Buch hat einige ausgezeichnete Seiten über die spanische Inquisition. Eine großartige neue Abhandlung bietet Warren Carrolls *A History of Christendom*, vol. 3: *The Glory of Christendom, 1100–1517*, (Front Royal, Virg.: Christendom Press, 1993).

¹⁰ Veröffentlicht von P. J. Kenedy & Söhne im Jahr 1940, Nachdruck von TAN Books Büchern im Jahr 1987.

mer erwacht, um sich des lebendigen Gottes und der Gottesverehrung auf seinem heiligen Berg zu erfreuen. Ob dieses glückliche Wieder-Erwachen in den verbleibenden Jahren vor dem zweiten Kommen Christi eintreten wird, weiß niemand außer Gott, in dessen Händen alle Zeitalter und Zeiten liegen. Über eines können wir uns jedoch sicher sein: Unser Herr hat die Welt überwunden und teilt seinen Triumph mit allen, die ihm treu bleiben. Die „Christenheit“ wird beim Klang der

letzten Trompete von den Toten auferstehen, wenn Christus, der König, zurückkehrt, um sein Königreich für immer aufzurichten: Dann wird die Erde der Schemel seiner Füße, die Himmel sein Hof und unsere Herzen sein Thron sein.

*Anschrift des Autors: Prof. Dr. Peter A. Kwasniewski
International Theological Institute
Kartause Maria Thron
A-3292 Gaming, Austria*

WALTER HOERES

Das Beben von Lissabon

– wahre und falsche Theodizee –

O passi graviora, dabit Deus his quoque finem.

O Freunde, ihr habt schon Schwereres erlitten, Gott wird euch diese Leiden einmal beenden.

Vergil, Aeneis 1, 199

Das Erdbeben, das gegen Ende 1755, also vor nunmehr zweihundert Jahren Lissabon, eine der schönsten Städte der damaligen Welt nahezu vollständig zerstörte, war ein schwerer Schlag für den selbstzufriedenen Optimismus, in dem sich der Kult der allzuständigen, besserwisserischen Vernunft und der Fortschrittsglaube zur unheiligen Allianz verbanden. Freilich waren die Gründerväter dieser Allianz von den allerbesten Absichten erfüllt. 1710 ließ der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz seine berühmten „Essais de théodicée“ erscheinen, seine „Versuche der Theodizee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels“. Sie enthalten in der ausgesprochenen Absicht, die Grundlagen des christlichen Glaubens zu verteidigen eine Art Rechtfertigung oder Verteidigung Gottes im Hinblick auf die Übel dieser Welt. Doch trotz dieses guten Willens berührt schon der advokatorische Gestus, mit dem hier Gottes Güte gegen die Skeptiker und vor allem gegen Pierre Bayle (1647–1706) verteidigt wird, einigermaßen peinlich und zeigt, wie weit wir uns bereits von der klassischen christlich-abendländischen Philosophie und ihrer selbstverständlichen Ruhe in der von Gott gestifteten Ordnung der Dinge entfernt haben.

Peinlich ist vor allem der rationalistische Eifer, der so tut, als habe man selbst im Rate Gottes gesessen und wisse ganz genau über seine Pläne Bescheid. Denn nach Leibniz konnte Gott nur die beste aller möglichen Welten schaffen. Gäbe es sie nicht oder könnte es sie nicht geben, dann hätte er überhaupt keine geschaffen. Mit dieser Welt sind die Übel in der Welt durchaus verträglich und sie erklären sich ganz zwanglos: die metaphysischen Übel sind ganz einfach mit der natürlichen Unvollkommenheit, ja Nichtigkeit aller Geschöpfe gegeben; die physischen Übel wie Schmerz und Leid können nützlich sein als Warnung vor Gesundheitsschäden oder auch als Strafe zur Besserung und die moralischen Übel sind mit der menschlichen Freiheit gegeben.

Man wird nicht leugnen können, dass diese drei Erklärungsgründe für Übel und Leid eine gewisse Plausibilität haben. Und doch hat die selbstverständliche Attitüde, mit der hier eines der schwersten Probleme der christlichen Weltanschauung, ja der Gotteslehre überhaupt vom Tisch gewischt wird, dem Glauben schwer geschadet, wie dies schon der

ätzende Spott bewies, den Francois Marie Voltaire nach dem Desaster von Lissabon über die beste aller Welten ausgoß! In einer gewissen, allerdings sublimen Weise ist die Leibniz'sche Theodizee jenem wohlfeilen Optimismus vergleichbar, den manche Seelsorger und Theologen gerade heute mit christlicher Gelassenheit und Heiterkeit, ja sogar mit der zweiten göttlichen Tugend der Hoffnung verwechseln. Auf alles haben sie, die doch die berufenen Tröster der Betrübteten sein sollten, die schnelle Antwort parat: der Herrgott wird's schon richten! Doch kommt diese Antwort zu schnell, dann zeigt sie den irritierten Gläubigen nur, dass der entsetzliche Jammer, dem sie oft ausgesetzt sind oder das apokalyptische Grauen, dem Kirche und Welt ausgesetzt sind, ihre Hirten nicht bis in die Tiefe ihres Herzens berührt. Unter das gleiche Verdikt fallen auch jene gutgemeinten, und zum Teil auch gelungenen Lehrbücher der Apologetik alten Schlages wie beispielsweise die seinerzeit weit verbreitete „Wahrheit des Christentums“ von Franz Sawicki, die dem Problem einfach dadurch aus dem Weg gehen, dass sie sagen, es sei alles halb so schlimm mit dem Übel, dem Leid und dem Schmerz!¹

Bei der ganzen Frage der Vereinbarkeit des Leides mit der Güte Gottes ist die theologische Ebene sorgfältig von der philosophischen zu unterscheiden! Und es kennzeichnet die objektive Unredlichkeit mancher von Theologen verfassten Entwürfe der Theodizee, beide Ebenen zu vermischen. Denn für den Christen und damit für den, „der schon glaubt“, ist es naturgemäß leichter, eine Antwort auf das Theodizee-Problem zu finden. Das beginnt schon mit der Erbsünde, die wie ein Verhängnis über der Schöpfung liegt und die der Grund dafür ist, dass sie in Wehen liegt und seufzt bis zur Stunde! Der Christ weiß ferner im Glauben, dass Gott kein unbeteiligter Zuschauer ist, sondern in seinem Sohn das Kreuz auf sich genommen hat und dass wir gerade in der Kreuzesnachfolge selig werden. Von hier aus kann man tatsächlich sagen, dass Theologie und Glauben ihre eigene Art des Umganges mit dem Leiden besitzen und dass sich seine Evidenz, ja sein heilbringender Charakter im praktischen Umgang mit ihm erschließen.

Wichtig scheint in diesem Zusammenhang aber vor allem der Trost, den die wahre christliche Hoffnung bereit hält: „was sind die Leiden dieser Welt verglichen mit der künftigen Herrlichkeit!“. Wenn man sich natürlich, wie Prof. P. Medard Kehl SJ – auch hierin repräsentativ für die neue progressive Theologie – im Sinne des von der Würzburger Synode vorgelegten Dokumentes über unsere Hoffnung mit Verve dagegen

¹ Franz Sawicki: Die Wahrheit des Christentums. Paderborn 1920 S. 78 ff.

wendet, diese auf das „Jenseits“ zu konzentrieren², wenn die neuere Eschatologie zudem wie auch die von P. Kehl bedenklich offen lässt, was nach dem Tode von uns bleibt oder der Definition von Benedikt XII., nach der die Seelen der Gerechten auch vor der Wiedervereinigung mit dem Leibe und dem allgemeinen Gericht im Himmel sind und dort Gott schauen, „theologische Ratlosigkeit“ vorwirft:³ ja, was sollen denn dann noch die geplagten Seelsorger den leidenden und vor allem den sterbenden Gläubigen an Trost vermitteln? Etwa, dass die „Sache Jesu“, also der Kampf für eine gerechte Gesellschaft auch nach ihrem Tode weitergeht?

So ist es gerade dieser doppelte Mangel an Zivilcourage, mit dem sich die Verkündigung in den letzten Jahren ohne Not ihres überzeugendsten Trostes und damit auch der wirksamsten, nur denkbaren Hilfe für die Leidenden ohne Grund begeben hat: die Scheu, nach wie vor von der Seele zu sprechen und die eigentümliche Zurückhaltung im Hinblick auf unser eigentliches, letztes Ziel, die himmlische und immerwährende Glückseligkeit. Wobei es völliger Unsinn ist und von Unkenntnis der geschichtlichen Tatsachen zeugt, zu behaupten, diese Jenseitshoffnung habe zu irgendeinem Zeitpunkt das soziale und caritative Engagement der Gläubigen gelähmt. Genau das Gegenteil ist der Fall!

Seltsam ist außerdem, dass die neuen Aufklärer in der Theologie uns ausgerechnet heute um die Möglichkeit bringen wollen, das wahrhaft satanische Ausmaß der Bosheit unseres Saeculums zu ermessen, wie es in Auschwitz oder im Archipel Gulag zum Vorschein kommt. Indem sie nach dem Vorbild der Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts alles tun, mit der Verharmlosung der Erbsünde und dem Abschied vom Teufel das gewaltige Panorama der Weltgeschichte, also den Kampf Satans gegen Christus, auf eine Reihe psycho-sozialer Betriebsunfälle zu reduzieren, bagatellisieren sie wider Willen das Entsetzen und Grauen, das uns heimgesucht hat und immer noch bedroht.

Wenden wir uns nun der philosophischen Bewältigung des Theodizeeproblems zu, dann stoßen wir hier zunächst auf ein Mittelglied, das theologische und philosophische Ebenen möglicherweise verbindet. Denn nicht erst das Christentum, schon der Glaube an Gott und das aus seiner vollkommene Konsequenz heraus gelebte tiefe Vertrauen auf seine Führung können zu einer lebenspraktischen Bewältigung des Leides beitragen, wie dies das Buch Job deutlich genug zeigt! Sie ist jedoch immer noch von der rationalen oder philosophischen „Rechtfertigung“ des Leides verschieden und vermag in keiner Weise das sich hier auftuende dringliche Problem zu lösen!

Denn all diese Formen der Bewältigung des Leides und damit der schwierigen Frage, wie es mit der Güte Gottes vereinbar sei, setzen den Glauben an diese immer schon voraus. Würde man den Ungläubigen – oder wie es heute so euphemistisch heißt, den „Fernstehenden“ – damit kommen, dann beginge man in ihren Augen eine klare *petitio principii* und damit eine Voraussetzung dessen, was allererst zu beweisen wäre. Und mit diesem Vorwurf hätten sie zweifellos Recht. Nirgendwo wird so unsauber und immer auch schon mit erhobenem moralischen Zeigefinger argumentiert wie bei diesem heikelsten aller philosophisch-theologischen Probleme.

Hinzu kommt, wie das I. Vatikanum feierlich proklamiert hat, dass jeder denkende Mensch schon von Natur aus, also

allein mit Hilfe seiner Vernunft und ohne Rückgriff auf Glauben und Offenbarung zu einer gewissen Erkenntnis Gottes, des Schöpfers kommen kann. Damit knüpft das Konzil an die wohlbegründete Unterscheidung (nicht Trennung) zwischen Philosophie und Theologie an, wie sie vor allem vom hl. Thomas von Aquin mit unübertroffener Meisterschaft entwickelt worden ist: die Vernunft kann durchaus bis in den Vorhof des Glaubens und damit bis zur Existenz Gottes, der Seele und der Willensfreiheit gelangen. Das sind die erkennbaren Wahrheiten, an die dann göttliche Offenbarung und Glaube organisch anknüpfen.

Mit der Existenz Gottes aber ist die seiner Allmacht und Güte verknüpft. Denn von Gott könnte man nicht reden, wenn es sich um eine Art Dämon handelte, der unbeteiligt dem Übel und Leid der Welt zuschaut. Die Auffassung Epikurs von den Intermundien, den Zwischenwelten, in denen die seligen Götter leben, ohne sich um die irdischen Geschehnisse zu kümmern, wird wohl heute nur noch als historische Kuriosität betrachtet werden können!

Gerade weil also die Vernunft schon vor allem Glauben und aller Offenbarung fähig und herausgefordert ist, sich der Gottesfrage zu stellen, kann umgekehrt die Erfahrung des Jammers der Welt und die Überzeugung, dass er unverträglich ist mit der Existenz eines allgütigen Gottes, zum Weg in den Materialismus und Atheismus werden. Aus diesem Grund ist es völlig legitim, wenn der Mainzer Fundamentaltheologe Armin Kreiner der „praktischen Theodizee“ des Neutestamentlers Klaus Berger und ihrem Versuch, den im Glauben konkret erfahrenen Gott der Bibel gegen den angeblich bloß erdachten Gott der Philosophen auszuspielen, entgegenhält, dass die Bibel auch von Leuten gelesen wird, die vom Denken nichts halten, aber geschrieben sei sie von ihnen nicht!⁴

Es hat in der Tat keinen Zweck, das Problem, das ganz gewiss viele Zeitgenossen auch und gerade in unserer säkularen Gesellschaft bewegt, durch einen Sprung in den Glauben zu lösen, den sie nicht oder nicht mehr teilen: mag es auch richtig sein, dass das Theodizeeproblem für viele von ihnen nur ein bequemer Vorwand ist, sich den Zumutungen des Glaubens zu entziehen!

Betrachten wir nun die Philosophie der Neuzeit, dann ist es nach allem Gesagten doch sehr erstaunlich, dass die Reflexion des Leides in ihr keineswegs den ihr gebührenden Platz einnimmt! Zweifellos hängt das mit der Akademisierung und Verfälschung der Philosophie zusammen. Was wir sagen wollen, belegt die eigene Erfahrung. Als wir uns nach der durch den Krieg verlorenen Jugend und seinen Schrecknissen der Philosophie zuwandten, waren wir nicht wenig erstaunt über die historisierende Silbenstecherei, die hier herrschte und unbeeindruckt vom soeben überstandenen Grauen etwa der Frage nachging, ob die kantische Kategorientafel vollständig oder dieser oder jener Dialog tatsächlich von Platon sei. Nicht nur, dass wir keine Antwort auf die großen Sinnfragen fanden. Ganz im Gegenteil wurde der Versuch, eine solche zu geben, schon im universitären Vorfeld als unwissenschaftlich und unakademisch abgewehrt. Eine Ausnahme bildete nur die Philosophie von Adorno und Horkheimer, die später als „Frankfurter Schule“ bekannt wurde. Unbeeindruckt, so Adorno, vom grausigen Gang der jüngsten Weltgeschichte tut die akademische Philosophie so, als sei eigentlich nichts geschehen, um in der künstlichen Abgeschlossenheit

² Medard Kehl SJ: Eschatologie. Würzburg 1986 S. 35.

³ A.a.O. S. 272.

⁴ Armin Kreiner: Gott im Leid. Zur Stichhaltigkeit der Theodizee-Argumente. Freiburg 1997.

ihrer Seminare ihre ebenso künstlichen Fragestellungen zu pflegen. „Das Bewusstsein davon“, so klagt er, „dass die als Sparte betriebene Philosophie mit den Menschen nichts mehr zu tun hat, denen sie die Fragen als eitel abgewöhnt, um derentwillen sie einzig sich mit ihr befassen, rumort schon im deutschen Idealismus“⁵, ohne allerdings die verhängnisvolle Trennung von philosophischer Theorie und der Wirklichkeit des menschlichen Daseins aufzuheben. So ist es kein Zufall, dass die „Frankfurter Schule“, die im Gegenzug zu diesem bewusst neutralen, historisierenden Zug der akademischen Philosophie, welcher diese immer mehr zur musealen Beschäftigung mit ihrer eigenen Vergangenheit herabsinken lässt, die Philosophie expressis verbis als Reflexion des Leides und des entstellten Lebens begriff: mag uns auch der materialistische Grundzug und der scheinbar ausweglose Pessimismus, dem die beiden Schulhäupter Adorno und noch mehr der alternde Horkheimer schließlich verfielen, ganz und gar gegen den Strich gehen!

Und es ist auch kein Wunder, dass sich die beiden ständig auf Arthur Schopenhauer (1788–1860) beriefen, den anderen großen Denker der neuen Zeit, der das Leid der Welt zum Mittelpunkt seiner Philosophie macht und seine Reflexion zum ausweglosen Pessimismus verdichtet, für den es besser wäre, wenn diese Welt überhaupt nicht existierte. Seine Begründung kann allerdings ganz und gar nicht überzeugen, weil die Zustandsbeschreibung des Menschen, von der sie ausgeht, eindeutig falsch ist und sich Schopenhauer sehr rasch in Widersprüche verwickelt! Denn für ihn sind Lust und Freude nur die Abwesenheit von Schmerz und Leid, so dass nur diese real sind. Nur der brennende Durst ist es, der uns quält. Wird er gelöscht, so bleibt nichts als der pure Normalzustand und am Ende die öde Langeweile. Das mag für den Durst und die Befreiung von Zahnschmerzen zutreffen, doch lässt es sich gar nicht leugnen, dass es auch geistige Freuden gibt, die durchaus eine positive Wirklichkeit sind und nicht nur die Abwesenheit von Kummer und Schmerz. Schopenhauer gibt das auch selber zu, wenn er eine – vorübergehende „Erlösung“ vom Leid und den drückenden Sorgen dieser Welt in der Anschauung des Schönen und dem hohen Glück der Kontemplation findet.

Trotz dieser eklatanten Widersprüche behält seine Philosophie einen gewissen Wert als Korrektiv des naiven Weltoptimismus und auch jener ästhetischen Weltdeutung des deutschen Idealismus von Schelling und Hegel, für den die Weltgeschichte die schrittweise Entfaltung des göttlichen Absoluten ist, bis dieses schließlich auf dem Höhepunkt der Geschichte im Menschen zum Bewusstsein seiner selbst kommt: ein Hochziel, in dessen Dienste das Scheitern unzähliger Generationen und das entsetzliche Leid der Weltgeschichte steht, wie es Hegel selber nennt. Dazu bemerkt Schopenhauer lapidar, dass die Welt kein Guckkasten sei.

Wenden wir uns nun der Philosophie und der Fundamentaltheologie der Gegenwart zu, die im Vorhof des Glaubens durchaus den Auftrag hat, sich mit dem Problem der Theodizee auseinanderzusetzen, dann sind es hier vor allem zwei Werke, die unsere Aufmerksamkeit verdienen: das schon genannte Buch von Armin Kreiner und der materialreiche Überblick von Carl-Friedrich Geyer: „Die Theodizee – Diskurs, Dokumentation, Transformation“⁶. Kreiners Argumentation beruht ganz und gar auf der Erwägung, dass Gott keine

Eunuchen, keine a priori satt zufriedenen Sklaven, sondern freie Menschen erschaffen wollte und ihnen als freien Wesen folglich auch die verantwortliche Gestaltung der Welt überlassen hat. Diese Freiheit sei ein so hohes Gut, dass ihm zuliebe auch die Möglichkeit in Kauf genommen werden müsse, nach der sie der Mensch zum Übel und Leidwesen seiner Mitgeschöpfe gebrauchen könne. Damit liegt das Schwergewicht seiner Beweisführung auf dem Gedanken, dass eine Welt mit Menschen, die als freie Personen von Gott erschaffen sind und folglich diese ihre Freiheit auch zum Bösen nutzen können, alles in allem besser sei als eine Welt ohne Menschen oder von Gott determinierten Lebewesen, die stets das Gute tun.

Ergänzen sollte man, dass auch Gott in seiner Allmacht nichts erschaffen kann, was sich selbst widerspricht und dass durch diese Unmöglichkeit die Allmacht in keiner Weise beschränkt wird. Schon daraus ergeben sich zwei wichtige Konsequenzen. Erstens kann auch Gott, wollte er überhaupt geist- und vernunftbestimmte Wesen ins Leben rufen, sie gar nicht anders erschaffen als frei, denn die Freiheit ist schon mit ihrer Vernunftnatur gegeben. Zweitens spricht im Hinblick auf das vom Menschen unabhängige Übel sehr viel dafür, dass die Naturgesetze aufs engste miteinander vernetzt sind und hier das eine das andere bedingt und ohne es nicht sein kann. In diesem Falle müsste man also von „notwendigem Übel“ sprechen, das allenfalls durch Gottes wunderbares Eingreifen in den „natürlichen Lauf der Dinge“ vermieden oder gelindert werden kann. Gerechterweise sollte man hier darauf verweisen, dass auch dieser Gedanke von der „compossibilitas“, dem notwendigen Zusammenhang der Dinge und Gesetze sich schon im Ansatz bei Leibniz findet.

Mit Recht berufen sich auch die Philosophen und Fundamentaltheologen auf die Unerforschlichkeit eines allgütigen Gottes. Denn das ist ein Gedanke, den nicht erst die eigentliche Offenbarungstheologie zum Problem beisteuern kann. Wenn philosophische Gotteserkenntnis möglich ist – mag sie nun in der Form von Gottesbeweisen daherkommen oder sich der schlichten Überzeugungskraft des gesunden Menschenverstandes bedienen – dann kann und muss sie auch bis zur Unendlichkeit und damit zur Unbegreiflichkeit Gottes kommen: dazu zu erlauben, dass er immer auch schon der ganz andere und deshalb unerforschlich ist. Allerdings darf man auch diese Erwägung nicht missverstehen! Vielmehr gilt auch hier, wie überall in der Philosophie und in der Theologie, dass man immer das Ganze der Aussagen im Blick halten muss. Denn so wahr es auf der einen Seite ist, dass Gott in seiner Unendlichkeit unbegreiflich ist und bleibt, so wahr ist es auf der anderen Seite doch auch, dass er gerade in dieser seiner Unendlichkeit in eminenter Weise alle wirklichen und „reinen“ Vollkommenheiten in sich enthält, die wir auf dieser Erde finden. Sie sind folglich wie eine Himmelsleiter für unseren Verstand, um in wenn auch analoger und gebrochener Weise etwas von seinem Wesen zu erkennen und damit auch auszumachen, dass die Güte und Weisheit, die er in sich birgt, nicht absolut von der unsrigen verschieden ist!

Gerade diese Erwägungen zeigen, dass wir zwar durchaus gehalten sind, bei der Frage der Vereinbarkeit des Übels und Leides in der Welt mit der Güte Gottes nicht vorschnell zu kapitulieren und sogleich in jene Erbauungslyrik zu verfallen, die die denkende Auseinandersetzung scheut und uns bei den Ungläubigen nur verdächtig macht! Zugleich aber sollten wir uns der Schwäche unseres Verstandes bewusst bleiben, die sich gerade hier zeigt und ehrlich zugeben, dass wir das Geheimnis jener Vereinbarkeit nicht restlos lösen können.

⁵ Theodor W. Adorno: Negative Dialektik (stw 113) Frankfurt am Main. 3. Aufl. 1982 S. 70.

⁶ Stuttgart 1992.

Man braucht nur an das Leid der Kinder und der Tiere zu denken, um dessen eingedenk zu sein!

Die philosophische – oder sagen wir ruhig: die rationale – Erwägung des Theodizeeproblems kann uns auch so weit führen, zu erkennen, dass das irdische Wohl des Menschen nicht der eigentliche Sinn seines Daseins ist. Auch hier wiederum hängt alles mit allem zusammen. Wenn es möglich ist, wie dies die Tradition der „immerwährenden Philosophie“ bestätigt, zu zeigen, dass der Mensch eine unzerstörbare Seele besitzt, die als solche den Tod überdauert, dann kann sein irdisches Wohlbehagen nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Folglich geht eine Theodizee in die Irre, wie wir sie unter dem Namen der „Physikothologie“ in der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts allenthalben finden. Sie macht den Menschen und sein irdisches Wohl zum Sinnziel aller Dinge und Gott zum Erfüllungsgehilfen dieses armseligen Zieles. In größter Ausführlichkeit und penibler Akribie schildert man hier, welchen Nutzen Gott den Dingen zudedacht hat: die Gebirge dienen als Erzkammern, als Wasserbehälter oder auch Aussichtspunkte, weite Flächen als Weideplätze usw. Der philosophische Wortführer der Aufklärer Christian Wolff kommt auf den ebenso richtigen wie wunderlichen Gedanken, dass Gott dem Menschen zwei Füße gegeben hat, „denn auf einem Fuß stehet man nicht gewiss: hätten wir nur einen Fuß, so müssten wir forthüpfen“⁷. In seiner „Insekto-Theologie“ (1738) meint Friedrich Christian Lesser, giftige und schädliche Tiere hätten die Aufgabe, Strafruten Gottes zu sein, gedörrte Fliegen hingegen seien ein gutes Haarwuchsmittel.

⁷ Christian Wolff: Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt. Halle 1720 § 561.

Dabei ist es kein Zufall, dass diese Art von Theodizee fast zeitgleich mit der Entfaltung des englischen Eudämonismus und Hedonismus zusammenfiel: jener Philosophie der „alten, kalten und langweiligen Frösche“, wie sie Nietzsche nennt, die der Meinung sind, der Mensch habe kein anderes Ziel als die Steigerung des eigenen Wohlbehagens, ja der eigenen Lust. Kein Gedanke mehr daran, dass die unermessliche Vielfalt der Geschöpfe Darstellung der unendlichen Seinsfülle Gottes in wenn auch begrenzter und endlicher Gestalt ist und kein Gedanke daran, dass das irdische Leben des Menschen seine unvergleichliche Würde darin hat, Kampf, Sieg und damit Überwindung zu sein!

So also kann eine vernünftige und zugleich glaubensgerechte Theodizee nicht aussehen und es ist deshalb kein Zufall, dass gerade die progressive Theologie unserer Tage, die den Kampf um die gerechte Gesellschaft als die Sache Jesu allzu sehr in den Vordergrund stellt, zu unserem Thema nur Verlegenheitsäußerungen hervorbringt.

Anschrift des Autors: Walter Hoeres

Schönbornstr. 47, 60431 Frankfurt/M.

– Das Christentum ist die Religion desjenigen, der sein Leben so führt, als sei jederzeit ein Erdbeben möglich –

Nicolás Gómez Dávila:

Auf verlorenem Posten. Wien 1992, S. 180

HANS-V. VON SURY

William Shakespeare – entschlüsselt

Hildegard Hammerschmidt-Hummel: Shakespeare – Seine Zeit – sein Leben – sein Werk

1. Echter Erkenntnisprung

Die an der Uni Mainz dozierende Shakespeare-Forscherin Prof. Hildegard Hammerschmidt-Hummel (HHH) hat mit ihren sensationellen Thesen und Entdeckungen zur Person und zum Werk von William Shakespeare bereits in den vergangenen Jahren Aufsehen erregt¹. Ihr neues großformatiges Werk² greift diese erneut auf, vertieft und baut sie aus und mischt sie zu einer unerhört reichhaltigen Gesamtdarstellung auf. Neu daran ist beispielsweise das üppige Bildmaterial, das keine Wünsche offen lässt und das inklusive der Legenden das Wesentliche des Textes zusammenfasst. Das fast 400seitige Werk, für welches der Verlag keine Mühe gescheut hat, ist biografisch-chronologisch gegliedert. Pädagogisch äußerst geschickt hat die Autorin eine wohlthuende Redundanz eingebaut, d. h. der Leser kann immer wieder an

bereits Bekanntes anknüpfen und erzielt damit einen hohen Lerneffekt. Eine extrem bildhafte und geheimnisvolle Sprache mit unerschöpflichen Anspielungen und Allegorien mögen zwar das Werk von Shakespeare selber charakterisieren. Bei HHH hingegen haben sie nichts zu suchen, und es wird ausschließlich mit harten „Facts“ gearbeitet – schon dies ist etwas Neues. Faszinierend ist, wie HHH ein schier unglaublich dichtes und reichhaltiges Netz von Einzeltatsachen aus allen Disziplinen menschlichen Wissens zu einem sinnvollen Ganzen weicht verbindet. Die Stimmigkeit des Ganzen schließlich nicht mehr von der Stimmigkeit der Einzelargumente ab. Mit einem Wort: enzyklopädisches Wissen, Forscher-Neugier, interdisziplinäre Mithilfe und intuitive Verknüpfung führen offensichtlich zu einem echten Erkenntnisprung. Daran werden auch eingefleischte Denkgewohnheiten und Vorurteile (nicht zuletzt nationaler Art – schließlich gilt Shakespeare als englisches „Heiligtum“) nicht mehr vorbei kommen. Dazu trägt nicht zuletzt die selbstbewusste Autorin, die ihr Licht zu Recht nicht unter den Scheffel stellt, selber bei, und es wäre höchstens daran zu erinnern, dass auch Andere an diesem Erkenntnisprung mitgewirkt haben.

¹ Vgl. H. Hammerschmidt-Hummel, Die verborgene Existenz des William Shakespeare – Dichter und Rebell im katholischen Untergrund. Herder-Verlag, 2001. dies., Das Geheimnis um Shakespeares „Dark Lady“. Dokumentation einer Enthüllung. Primus-Verlag, Darmstadt 1999.

² Hildegard Hammerschmidt-Hummel: „William Shakespeare: Seine Zeit – sein Leben – sein Werk“. Großformat 380 S. mit 180 Abb., zahlreichen Tafeln und Anhängen. Verlag Philip von Zabern Mainz. 2003 (€ 49).

2. Shakespeare als christlicher Dichter

Im leider vergriffenen Standardwerk „Lexikon der christlichen Weltliteratur“ von Gisbert Kranz³ findet er sich nicht zwischen den Einträgen „Senghor“ und „Solowjew“, und dies mit gutem Grund. Zu offensichtlich vermeiden es seine unsterblichen Dichtwerke, christliche Inhalte auf der Bühne *explizit* darzustellen und zu erörtern. Umso raffinierter und eindrücklicher geschieht dies dafür *implizit*, und zwar auf zwei anderen Ebenen: in einem als selbstverständlich eingeflochtenen katholischen Lebenshintergrund. Andererseits drängen sich in seinen Stücken immer wieder zeitlose Grundeinsichten, welche nur der christliche Glaube vermittelt, gebieterisch von innen her auf.

Nehmen wir als Beispiel die „*Romeo und Julia*“, den wohl am meisten verarbeiteten dramatischen Stoff der Weltliteratur. Die beiden Hauptfiguren treffen bei einem Fest aufeinander (I, 5) und begrüßen sich in der Sprache frommer Pilger. Beim sympathischen Franziskanermönch Fra Lorenzo, der lieber über Naturkunde statt über Glaubensprobleme meditiert, laufen die Fäden des sich überstürzenden Geschehens zusammen. Den beiden Verliebten ist er verständnisvoller Berater und Seelsorger⁴, und wie so oft bei Shakespeare wird die katholische Sakraments- und Eheauf-fassung perfekt wiedergegeben, und zwar auffälligerweise die überholte vortridentinische⁵. An den entseelten Leichen des tragischen Liebespaars kommt es in der Schlusszene zu einem unerhörten Umschwung. Unter dem Motto „Alle büßen“ (doppeldeutig zu verstehen) erkennen und bekennen sämtliche Beteiligten erschüttert ihre eigene Schuld. Genau in diesem Augenblick wendet sich das Geschehen vom Schlechten zum Guten – aus sich heraus und ohne dass der Dichter ein künstliches göttliches Eingreifen („*deus ex machina*“) postuliert. Lorenzos tragisch gescheiterter Plan zur Versöhnung der verfeindeten Familienclans ist nun auf ganz andere Weise doch noch gelungen. Ohne das Wort Gott überhaupt zu erwähnen und einzig auf allgemein menschlicher Ebene vermittelt Shakespeare damit in dieser einzigen Szene die unglaublichsten metaphysischen Einsichten.

3. Shakespeare als katholischer Dichter

Dass der gefeierte Dichter insgeheim der verbotenen und verfolgten katholischen Religion anhing, scheint bereits seinen Zeitgenossen nicht unbekannt gewesen zu sein: „This Papist and his Poet“⁶ wurde geschnödet. Erst das kritische 20. Jahrhundert griff dieses Thema wieder auf. Eine Bre-sche etwa schlugen (im deutschen Sprachraum) Mutschmann und Wentersdorf⁷. Sie durchsuchten einerseits Shakespeares Werk systematisch nach „katholischen“ Themen. Andererseits nahmen sie sein menschliches, durch das katholische Elternhaus vorgegebene Umfeld unter die Lupe. Die Mutter Mary Arden gehörte dem Landadel an, dessen

Clan für seine religiöse Zugehörigkeit die größten Blutsopfer zu bringen hatte. Und dann die mysteriösen Hintergründe von Shakespeares Trauung mit der acht Jahre älteren Anne Hathaway (1582) und dem vogelzüchtenden, kuriosen (Untergrund)Priester, der so herrlich zur Bühnenfigur des Fra Lorenzo passt. HHH hat dies offensichtlich von Mutschmann-Wentersdorf übernommen.

Gerade diese kleine und nicht einmal gut gesicherte Begebenheit macht klar, wie der biografische und persönliche Hintergrund des Dichters, einmal entschlüsselt, auch das Verständnis des Werks erhellen und vertiefen kann – und umgekehrt. Wie Shakespeare zu seinen minutiösen Kenntnissen der Geografie Italiens und überhaupt zu seiner humanistischen und religiösen Bildung (eingeschlossen Latein- und Französisch-Kenntnissen) gekommen sei, diese Frage hat während Jahrhunderten erstaunlicherweise kaum jemand zu stellen und noch weniger zu beantworten gewusst. Als Ausbildungsstätte für den 14-jährigen Jüngling aus katholischem Haus kam nur das nach Jesuitischem System aufgebaute englische Kolleg in Flandern (Douai) in Frage. Dass das Konzept des späteren Dramatikers viel mehr dem des Jesuitendramas als dem klassischen des Aristoteles entspricht, liegt auf der Hand. Wenn von ihm in England in den anschließenden sieben sog. verlorenen Jahren (1585 bis 92) jede Spur fehlt, so ist die Annahme nicht fern, dass er in dieser Zeit nach Italien verschwunden ist. HHH konnte ihre Hypothese anhand von Dokumenten im Englischen Kolleg in Rom (Pilgerheim und Pendant zum Germanicum) mit hoher Plausibilität bestätigen. Shakespeare als unerreichter Meister der Tarnung und der Andeutungen wusste sich – im Gegensatz zu seinem Vater – zeitlebens den englischen Zensur- und Überwachungsbehörden zu entziehen.

4. Shakespeare und die Freiheit

Die Vorstellung, dass nach dem „dunklen“ Mittelalter zu Beginn der Neuzeit mit der Reformation und dem Abfall von der Kirche über dem Abendland die Sonne der Freiheit aufgegangen sei, ist ebenso grundfalsch wie unausrottbar⁸. Spätestens die Beschäftigung mit Shakespeares Biografie sollte einen radikal eines Besseren belehren. Der Staat – verkörpert und gipfelnd im Monarchen von Gottes Gnaden – überwachte und kontrollierte das Leben, vor allem aber die Religion seiner Untertanen. Er verfügte – äußerst modern anmutend – mittels der Steuer- und Strafgesetzgebung und durch seine Beamtschaft über sehr effiziente Mittel, sie durchzusetzen und die Ungehorsamen zu bestrafen. Dies reichte von Vorladungen und Verhören über Geldbußen und finanziellem Ruin bis zur Todesstrafe, welche feierlich unter bestialischem Sadismus vollzogen werden konnte⁹. Dazu kamen im Fall von England die Überwachung der Verkehrswege zum Kontinent; im Ausland versorgten angeheuerte Spione die Regierung mit Informatio-

³ Gisbert Kranz, Lexikon der christlichen Weltliteratur. Herder 1978.

⁴ Julia erkundigt sich bei ihm nach seiner Abendmesse: „Evening mass“ und nicht „mess“ (Imbiss). Schlegel-Tieck übersetzt unrichtig „Vesper“ (IV,1).

⁵ ... was Shakespeare kaum wusste. Das Konzil von Trient, das 1597 schon jahrzehntelang abgeschlossen war, hatte die *heimliche* (nur vor dem Priester, ohne Zeugen) abgeschlossene Eheschließung verboten.

⁶ Damit konnte nach HHH nur P. Robert Parsons SJ gemeint sein, mit P. Edmund Campion SJ Anführer der Rekatholisierungsbewegung nach 1580 und meistgesuchter Hochverräter des Landes. Parsons erscheint in einem Wortspiel auch in „Was ihr wollt“ (IV, 2), wo der Puritaner Malvoglio nach Noten verhöhnt wird. Shakespeare hat sich hier weit vorgewagt.

⁷ Heinrich Mutschmann und Karl Wentersdorf: Shakespeare und der Katholizismus. 260 S., Pilger-V., Speyer 1950.

⁸ Vgl. Sigismund von Radeckis unerreichter Essay mit der Unterscheidung zwischen dem allgemeinen, katholischen und dem modernen, protestantisch geprägten Freiheitsbegriff: „Über die Freiheit“. Hegner (Walter-V.) Olten, 1950.

⁹ Öffentliches Aufhängen, Aufschlitzen bei lebendigem Leibe, Herausreißen des Herzens, Vierteilen, Enthaupten und öffentliches Aufstellen des Hauptes. Der bekannteste Fall ist der des 1970 heiliggesprochenen Jesuitenmartyrers *Edmund Campion* (1580). Shakespeare muss als Hauslehrer auf Hoghton Tower ihn kennen gelernt haben und hat ihm nach HHH ein ergreifendes Trauergedicht gewidmet.

nen. Aus heutiger Sicht besonders abstoßend mutet die Überwachung und Kontrolle des (anglikanischen) Gottesdienstbesuchs und sogar des Kommunionempfangs an. Dies geschah nicht aus Sorge für das Seelenheil, sondern „um die Papisten auszuräuchern“¹⁰. Die Verweigerer, Rekusanten genannt – auch die Shakespeares gehörten zu ihnen – stellten die Obrigkeit während Jahrzehnten vor große Probleme. Mit allen möglichen Tricks und Ausreden versuchten die Angeschuldigten ihr Fernbleiben zu entschuldigen und den damit verbundenen Strafen zu entkommen. – Hält man sich eine derart überwachte und kontrollierte Welt vor Augen, zusätzlich der Machenschaften am königlichen Hof¹¹, so werden mit einem mal auch Hamlets kaum nachvollziehbares Unbehagen und seine Auflehnung klar, die ihn im finalen Blutbad buchstäblich ausrasten lässt. Gerade an „Hamlet“ zeigt sich schön, wie HHH im Shakespeare-Verständnis ganz neue Qualitäten eröffnet. Die Ebene der romantisierenden, willkürlichen schöngestigen Auslegungen wird endlich überwunden, besser gesagt: ergänzt und entschlüsselt durch Fakten aus der realen Lebenswelt Shakespeares. Ein bestimmtes Element im Stück, und sei es ein sonst unverständliches Wort, entspricht einem bestimmten Element der Wirklichkeit. Damit ist natürlich keineswegs alles „erklärt“, aber immerhin ein Teil – und das Schwelgen in „ewigen Rätseln“ überwunden: dies ist nicht wenig.

5. Shakespeare und die Tragik der Kirchengeschichte

Elizabeth I., die dem Zeitalter den Namen gegeben hat, hat England nicht nur äußerst erfolgreich, sondern ebenso äußerst lang (1558–1603) regiert. Als sie vom schottisch-kalvinistischen James (Jakob) I. abgelöst wurde und die Unterdrückung der Katholiken sich noch verschärfte¹², hatte der Katholizismus in der Öffentlichkeit für mindestens zwei Jahrhunderte ausgespielt – unabhängig vom Widerstandswillen, den die katholisch gebliebene Bevölkerung anfänglich an den Tag legte. Spätestens mit der Exkommunikation der Monarchin durch Papst Pius V. 1570 (Shakespeare zählte damals sechs Jahre) gerieten sie in einen schmerzlichen Gewissens- und Loyalitätskonflikt zwischen Kirche und Staat. Hardlinern unter Führung der wenigen Jesuiten standen die Anpassungswilligen (sog. Church Papists) gegenüber, welche der Meinung waren, die innere Einstellung genüge, während nach außen den staatlichen Gesetzen (etwa dem anglikanischen Gottesdienstbesuch) gehorcht werden dürfe. Eine klare Führung und Anleitung fehlte. Durfte die Kirche von ihren Gläubigen die Zerstörung ihrer Existenz oder gar das Märtyrium einfordern? Oder hätte der Papst, statt die längst abgefallene und nicht mehr katholische Monarchin im mittelalterlichen Stile zu bannen, besser aus Klugheit geschwiegen? Das Anathema von 1570 bewirkte nach außen überhaupt nichts, es sei denn, das eigene Lager durch einen unüberwindbaren Loyalitätskonflikt zusätzlich zu spalten und zu schwächen. – Der kürzlich verstorbene Una-Voce-Präsident *Michael Davies* hat diesem

¹⁰ Zitiert bei Mutschmann et al., S. 26.

¹¹ Um welche Shakespeare über seinen hochgestellten Gönner Henry Wriothesley (Graf Southampton) wusste.

¹² Die damit verbundene Enttäuschung – im Verein mit der gescheiterten Rebellion des Grafen Essex (Robert Devereux) – hat nach HHH beim Dichter zur bekannten, vorübergehenden „Verdüsternis“ des Schaffens geführt. Es entstanden die Problemstücke Hamlet, Lear, Macbeth und Othello. Wenige Jahre darauf griffen verzweifelnde Katholiken in der Pulverschwörung (Gunpowder Plot) zum letzten und äußersten Mittel.

Thema einen fulminanten Aufsatz gewidmet¹³. Darin behauptet er nicht weniger, als dass das fehlende entschlossene Handeln seitens des Hl. Stuhles und der katholischen Mächte in den Jahren bereits vor 1570 zum späteren Triumph des Protestantismus entscheidend beigetragen hätten. „Der Verzicht auf jedes derartige Handeln bedeutete ..., dass der Kampf zum Vornherein verloren war“. M. a. W. die Entwicklung sei verschlafen worden. Hauptverantwortlicher dafür sei der katholische Philip II. von Spanien gewesen, der aus politischem Kalkül verhindert habe, dass gegen Elizabeth *rechtzeitig* ein konsequentes Vorgehen zustande kam¹⁴. Die Mehrheit des Volkes hatte damals überhaupt kein Verlangen, dem althergebrachten Glauben und noch weniger dem vertrauten Gottesdienst den Rücken zu kehren ... *ebensowenig* spürte sie aber das Verlangen, ihn zu verteidigen. Ohne spektakuläre Kapitulation gab die Mehrzahl stillschweigend und allmählich dem immer unerträglicher werdenden Druck von oben nach und besuchte den vorgeschriebenen neuen, häretischen Gottesdienst¹⁵.

Nur wenige widerstanden bis zuletzt – sei es, dass sie ihren Widerstand mutig nach außen zeigten und dafür mit ihrer Vernichtung (physisch oder moralisch) bezahlten – oder ob sie es vorzogen, insgeheim und unerkannt dem Glauben treu zu bleiben. Dass Shakespeare zu letzteren gehörte, war schließlich eine unermessliche Bereicherung für die Menschheit, auch wenn dadurch die katholische Kirche um einen Märtyrer oder zumindest um einen Verfolgten ärmer geworden ist.

¹³ M. Davies, Die Zerstörung des englischen Katholizismus durch die anglikanische Liturgiereform. Deutsch in UNA VOCE Korrespondenz 2/2002, S. 89–103.

¹⁴ Philip hatte gegenüber Elizabeth zuerst Heiratspläne gehegt. Die Vorgänge im Mittelmeerraum hatten den Vorrang: Abwehr der Türken (1571 Lepanto), Kampf und Krieg mit dem Papst.

¹⁵ Vgl. Davies, teilweise zitiert nach dem englischen Kirchenhistoriker P. Hughes.

Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

Herausgeber und Redakteur:

Dr. Dr. David Berger, Manteuffelstraße 9, D-51103 Köln
E-mail: DavidBergerK@aol.com

Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

Internetseite: www.theologisches.net

Druck: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg
An den Verlag sind auch Bestellungen und Beanstandungen zu richten.

Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.)
Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)
Konto 297 611-509 · BLZ 370 100 50 (Postbank Köln)

Für Auslandsüberweisungen:

Postbank: IBAN DE18 3701 0050 0297 6115 09, BIC PBNKDEFF
Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODEDIPAX

Wir sind angewiesen auf Ihren Jahresbeitrag von mindestens 20,- € und danken im voraus herzlich dafür.

ISSN 1612-6165

JOSEPH OVERATH
Parce nobis, Domine
Von der Allerheiligenlitanei und einem seltsamen Jesus-Buch

Das Buch Heiner Geißlers „Was würde Jesus heute sagen? Die politische Botschaft des Evangeliums“¹ wäre sicherlich nicht weiter bedenkenswert, wenn wir nicht in der Zeit des theologischen Progressivismus leben würden – er hat sich zumindestens vieler Universitätstheologen bemächtigt. Das Jesus-Buch leiht dem Kirchenvolk die Stimme, dem Kirchenvolk, das auf dem niedrigen Niveau des Kirchenvolksbegehrens argumentiert². Aus der Seelsorge ist dieses Niveau genügend bekannt. Es sind immer wieder „Dauerbrenner“ wie Priestertum der Frau, Zölibat und gemeinsames Abendmahl, die gebetsmühlenartig besprochen werden. Und wer in dieser Situation mit einem Buch gut bei der Lesergemeinde „landen“ möchte, tut gut daran, auf dieser Welle zu schwimmen. Es fällt auf, dass Heiner Geißler nach der Veröffentlichung seines Buches ein gesuchter Festredner war, auch und gerade in kirchlichen Kreisen. So hatte die Kath. Frauengemeinschaft im Erzbistum Köln keine Probleme mit diesem Redner³. Dabei war doch bekannt, dass der Buchautor nicht gerade höflich mit dem damaligen Präfekten der Glaubenskongregation und jetzigem Papst umgegangen war.

Geißler erinnert an den Besuch Papst Johannes Paul II. († 2005) in der Moschee von Damaskus. Dann aber fügt er hinzu: „Dass dann aber katholische und evangelische Christen laut österlichem Rundschreiben 2003 aus dem Vatikan, obwohl sie unbestritten an denselben Gott und an denselben Jesus glauben, nicht gemeinsam das Abendmahl zu sich nehmen dürfen, hätte den Gründer dieser Kirche, wie schon vieles in der Geschichte, am Verstand der Glaubenskongregation in Rom verzweifeln lassen“⁴.

Auf die persönliche Verunglimpfung der Glaubenskongregation ist hier nicht einzugehen – es zeigt sich an dieser Stelle schon der mangelnde Wert des Jesus-Buches Geißlers.

Geißler behauptet hier, was immer wieder von evangelischen Christen wiederholt wird: Wir glauben alle an denselben Gott und darum können wir auch gemeinsam Abendmahl feiern.

Das ist eine der unökumenischsten Äußerungen, die es gibt. Hier wird nicht nur etwas vorausgesetzt, was nicht zu beweisen ist. Denn die Frage, ob alle an denselben Gott und Jesus glauben, ist falsch gestellt.

Der Glaube der Kirche wird hier vollständig ausgeblendet und das zieht sich durch das ganze Jesus-Buch des Politikers. Es wäre hinsichtlich des Glaubens an denselben Gott anzufragen, ob denn nicht bei vielen Theologen ein Deismus vorherrschend geworden ist – ganz abgesehen von dem Vorkom-

men antitrinitarischer Strömungen in der Geschichte der evangelischen Theologie⁵.

Und bezüglich desselben Jesus, an den angeblich alle glauben, ist doch schon anzumerken, dass Christus hier gar nicht mehr zur Debatte zu stehen scheint. Wird denn im Jesus-Buch Geißlers Jesus noch als der „Einziggeborene“ gesehen? – Kardinal Leo Scheffczyk hat in einem gleichnamigen Sammelband zu dieser Frage das heute Not-Wendige schön ausgedrückt⁶.

Geißler unterscheidet in seinem polemischen Satz auch nicht zwischen Abendmahl und Eucharistie. Er blendet damit zunächst das Wesen des Amtspriestertums aus: der katholische Priester definiert sich wesentlich vom Vollzug des hl. Messopfers aus⁷; der evangelische Pfarrer ist ein getaufter Christ, der aber keinerlei Fähigkeiten bezüglich der Verwandlung der Gaben von Brot und Wein hat – so sagt es die Leitung der Protestanten⁸.

Dem Schreiber des Jesus-Buches scheint auch die Anbetung des Altarsakramentes fremd zu sein. Sonst wüsste er doch um den Unterschied zwischen katholischer und nichtkatholischer Form, die heiligen Gestalten zu verehren. Das Kompendium des Katechismus erinnert in Frage 286 daran, dass die Eucharistie mit dem Kult der Anbetung zu verehren ist. Was der pfälzische Autor übersehen hat, ist die Tatsache, dass kein evangelischer Christ vor dem Tabernakel beten wird, es sei denn, er ist innerlich bereits zum Glauben der einen und einzigen Kirche konvertiert.

Im Jesus-Buch Geißlers, das nur ein Echo der Kirchenvolksbewegung ist, darf natürlich auch nicht das Thema „Jesus und die Frauen“ fehlen⁹. Auch hier „argumentiert“ Heiner Geißler für einen Theologen so, dass sich die Frage nicht unterdrücken lässt, ob das Buch noch seriös ist. Er behauptet, Frauen hätten heute nicht mehr „... die gleichberechtigte Freundschaft und Mitgliedschaft ...“ im Kreis um Jesus¹⁰. Die Kirchengeschichte habe angeblich den Frauen die Positionen entzogen, die Jesus ihnen gegeben hatte.

Hier wird deutlich, dass zwischen Jesus und der Kirche ein tiefer Graben vermutet wird. Einen Beweis führt das Buch nicht an. Aber die Aussage, die Kirche habe den Frauen etwas weggenommen, was Jesus ihnen gegeben hatte, blendet das Lehramt der Kirche unter der Führung des Hl. Geistes aus.

⁵ Hier ist nur zu erinnern an den Unitarismus, der die wesenhafte Gottheit Christi ablehnt und sich laut vielen Umfragen und persönlichen Erfahrungen eines Seelsorgers inzwischen als der kleinste gemeinsame Nenner in Glaubensfragen entwickelt hat. Gruppen wie die Mormonen und die Zeugen Jehovas bekennen sich dazu, nicht an den dreifaltigen Gott zu glauben. Auch der Deismus spielt hier hinein – auch hier wird Gott nicht als dreifaltig angesehen.

⁶ Der Einziggeborene. Christusbekenntnis und Christusverehrung (= Quaestiones non disputatae, hrsg. von David Berger) Siegburg 2004.

⁷ Vgl. etwa Lumen gentium Art. 28.

⁸ Hierzu mein Aufsatz: Austeilen von Brot und Wein? Einige Überlegungen zum Evangelischen Gottesdienstbuch von 1999, in: ders.: Erst Deformation, dann Reformation? Zwischen Kircheneinheit und Glaubensspaltung (= Distinguo. Eine theologische Schriftenreihe, hrsg. von David Berger) Nr. 7 Siegburg 2003, 179 ff.

⁹ Geißler 83 ff.

¹⁰ ebd. 87–88.

¹ Hamburg 2003; als Taschenbuch Reinbeck bei Hamburg 2004; diese Ausgabe wird hier benutzt.

² Vgl. meinen Artikel: Das Kirchenvolksbegehren als Höhepunkt des Progressivismus, in: Theologisches 25 (1995) 419–426.

³ Kirchenzeitung Köln Nr. 18 vom 6. Mai 2005, S. 8.

⁴ Geißler 55; der Verfasser meint die Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ Papst Johannes Paul II. vom 17. April 2003; über die Möglichkeit für Mitglieder kirchlicher Gemeinschaften, die hl. Kommunion unter bestimmten Umständen zu empfangen, vgl. dort die Art. 44–46.

Näherhin steht hinter dem Buch Geißlers die Forderung nach dem Weihesakrament für Frauen. Hier zeigt sich, wie tief die Kirche in den Fängen des theologischen Progressismus ist, wenn der Buchautor dennoch von kirchlichen Stellen als Festredner engagiert wird.

Es verspricht einem die Sprache, wenn Inquisition und Hexenverbrennungen gleichgesetzt werden mit der Treue der Kirche Christi zu ihrem Herrn, Frauen nicht zur Weihe zuzulassen. „Die Kirche weiß sich gebunden durch diese Wahl, die der Herr selbst getroffen hat“ (Kompendium Frage 333). Am 11. Dezember 1995 hatte die Glaubenskongregation festgestellt, dass im Glauben definitiv festzuhalten ist, dass Frauen die Weihe nicht empfangen können¹¹.

Demgegenüber verkündet der Jesus-Experte aus der CDU: „Das Verbot der Frauenordination und das Gebot des Zölibates haben kein Fundament im Evangelium“¹².

Geißler kann nicht verstehen, dass er Jesus nicht gegen die Kirche und die Hl. Schrift nicht gegen die apostolische Überlieferung ausspielen darf – es sei denn, er wird ungläubwürig. Deutlich ist doch, dass die Überlieferung der Kirche keinerlei Hinweise für die Zulassung von Frauen zur Priesterweihe gibt. Und die Hl. Schrift, die Geißler hier nach dem protestantischen Prinzip „Sola scriptura“ bemüht, ist ebenfalls Teil der Überlieferung. Überlieferung und Bibel bilden das eine Glaubensgut der Kirche. Neuere Veröffentlichungen, letztlich noch von Manfred Hauke haben die Sachfrage nach der Frauenordination gründlich geklärt¹³.

Die Behauptung, auch der Zölibat sei nicht in der Bibel begründet, ist auch für einen „Laien“ in Theologie abenteuerlich. Hat der Verfasser des Jesus-Buches noch nie in den Pastoralbriefen gelesen? Und übersehen hat er sicherlich die heute anerkannte Deutung, die Stefan Heid in seinen Forschungen über den Zölibat in der frühen Kirche¹⁴ gut beschrieben hat.

So ganz glaubt der Leser auch nicht die Beteuerung Geißlers, er berufe sich auf die Bibel. Der Evangelist Lukas muss sich bieten lassen, dass der pfälzische Hobby-Theologe ihm unterstellt, seine Ausführungen seien an Absurdität kaum zu übertreffen ...“¹⁵ und alle vier Evangelisten werden beschuldigt, eine „... in ihren Folgen tödliche Geschichtsklitterung ...“ vollzogen zu haben¹⁶. Wie passt das alles zusammen mit dem Ausspielen der Bibel gegen das kirchliche Lehramt? Aus dem „kleinen Katechismus“, dem Kompendium des KKK hätte Geißler wissen können, dass die Kirche die vier Evangelien als das „Herzstück aller Schriften“ (Frage 22) ansieht – das sieht der Katechismus ebenso, der dem Jesus-Buch-Schreiber offensichtlich auch nicht bekannt ist. Aber mit Kirche und in die Kirche gehen scheint der prominente Autor auf dem Kriegsfuß zu leben.

Ein Seitenhieb auf die Sonntagskirchgänger darf denn auch nicht fehlen. Sie mögen sich bitte an den (!) Johannes-

brief erinnern und nicht den Bruder hassen aber vorgeben, Gott zu lieben¹⁷.

Aus dem Jesus-Buch lässt sich erahnen, wie oft und wie aufmerksam der Autor in die Kirche geht. An einem Detail (aber im Detail liegt bekanntlich das Heil, wie der große Kirchenhistoriker Hubert Jedin zu sagen pflegte) zeigt sich des Autors Umgang mit dem Kirchenbesuch.

Er zitiert – natürlich wieder polemisch – aus der alten Fassung der Allerheiligenlitanei¹⁸. Ihm passt nicht, dass „... weibliche Lichtgestalten in der Kirchengeschichte ...“ in der Allerheiligenlitanei nicht genannt werden und fügt hinzu, sie fielen in der Litanei unter die „Rubrik“ der Jungfrauen und Witwen.

Hier stellt sich heraus, dass der Autor aus der alten Fassung der Allerheiligenlitanei zitiert¹⁹. Dort sind namentlich genannt: die Heiligen Maria Magdalena, Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia, Katharina und Anastasia, sowie natürlich Maria.

Die heutige Fassung der Litanei, seit 1970, kennt die Heiligen Katharina von Siena sowie Theresia von Avila²⁰. Geißler fügt dann hinzu: „Heilige Ehefrauen und Mütter sind für die Kirche unbekannt Kategorien“²¹. Dem Autor des Jesus-Buches und Redner vor Kirchengruppen ist offensichtlich entgangen, dass 2001 das „Martyrologium Romanum“ erschienen ist, das viele Ehefrauen und Mütter unter die Heiligen zählt²². Im November 2004 ist die Taschenbuchausgabe des Jesus-Buches erschienen; man darf wohl erwarten, dass Geißler aus diesem Anlass angesichts der Heiligsprechung der italienischen Ärztin und Mutter Gianna Beretta Molla in der nächsten Auflage die unwahren Behauptungen korrigiert²³. Die Heiligsprechung fand am 16. Mai 2004 statt und von hier zeigt sich die ganze Unseriosität des Büchleins.

Was der Autor über die Heiligen wirklich denkt, offenbart sich an seinem Fehlurteil über den hl. Nikolaus von der Flüe²⁴. Er sei ein Rigorist gewesen und er vertrage sich nicht mit der „... jesuanischen Botschaft“. Auch der hl. Albertus Magnus findet vor dem Autor aus der Pfalz keine Gnade. Geißler stellt einfach in den Raum, Albert habe gelehrt, die Frau sei ein missglückter Mann²⁵. Dabei übergeht er die Problematik der Naturwissenschaften im Mittelalter und dem Leser wird nicht deutlich, dass hier der Theologe ein Fehlurteil einer anderen Wissenschaft rezipiert hat. Gerechtigkeit widerfährt dem hl. Albert in Geißlers Buch nicht.

Wenn das Buch starke Spuren eines evangelischen Bibelverständnisses zeigt, so bleibt der Verfasser dennoch objektiv, wenn es um Martin Luther geht. Dass Luther mit dem deutschen Bibeltext in Verbindung gebracht wird²⁶, mag noch als Reminiszenz an das Lutherbild früherer Jahrzehnte gesehen werden. Auch hier, ähnlich wie bezüglich der Allerheiligenli-

¹¹ DH 5040–5041.

¹² Geißler 153.

¹³ Manfred Hauke: Das Weihesakrament für die Frau – eine Erfordernis der Zeit? Zehn Jahre nach der päpstlichen Erklärung „Ordinatio Sacerdotalis“ (= Respondeo 17, hrsg. von David Berger) Siegburg 2004; vgl. auch: Gerhard Ludwig Müller (Hrsg.): Der Empfänger des Weihesakramentes. Quellen zur Lehre und Praxis der Kirche, nur Männern das Weihesakrament zu spenden. Würzburg 1999; ders.: Priestertum und Diakonat. Der Empfänger des Weihesakramentes in schöpfungstheologischer und christologischer Perspektive. Einsiedeln 2000, sowie auch meinen Beitrag: Zehn Bemerkungen zu einer Apologie der „Frauenordination“ vom 29. Juni 2002, in: Theologisches 32 (2002) 463–474.

¹⁴ Der Zölibat in der frühen Kirche. Paderborn 1997.

¹⁵ Geißler 146.

¹⁶ ebd. 149.

¹⁷ ebd. 76–77.

¹⁸ ebd. 93.

¹⁹ Rituale Romanum. Regensburg 1935, 158–159; die Allerheiligenlitanei findet sich dort im Rahmen des „Ordo Commendationis Animae“.

²⁰ Vgl. etwa: Gotteslob Nr. 963 (Kölner Anhang); Geißler übersieht, dass die Heiligenliste ergänzt werden kann, so z. B. bei Priesterweihen. Dann werden die Namenspatrone der Weiekandidaten eingefügt.

²¹ Geißler 93.

²² Vatikanstadt 2001.

²³ Pius Stössel – Kessler: Gianna Beretta Molla (1922–2004). Uznach 2004; Geißler, der, wenn er über die Frauen spricht, die Abtreibungsfrage ausklammert, muss aus seinem Weltbild heraus, Frauen wie die sel. Gianna übersehen, die gestorben ist, damit ihr Kind überleben konnte.

²⁴ Geißler 120.

²⁵ ebd. 93.

²⁶ ebd. 12.

tanei und somit bezüglich des Messbuches, hat Geißler Nachholbedarf.

Luther wird indessen richtig als einer der fanatischsten Feinde der Juden vorgestellt²⁷. Auch die übrigen Kirchenpalter des 16. Jahrhunderts tadelt Geißler wegen dieser Frage vollkommen richtig. Deutlicher wird er, wenn er über das Verhalten protestantischer Kirchenführer gegen Juden im Dritten Reich schreibt²⁸. Diese hatten 1941 das Tragen des Judensterns mit der Autorität Luthers befürwortet.

„Was würde Jesus heute sagen?“ – so der Buchtitel: Dass der Autor angebliche antijüdische Vorurteile des Neuen Testaments rügt, mag man noch hinnehmen, obwohl sein Vorwurf der Geschichtsklitterung durch die Evangelisten überzogen ist, wie wir oben gesehen haben.

Aber was würde Jesus wohl sagen über die Ausführungen über den Ostermorgen? Ob die Auferstehung das Leere Grab zur Folge hatte, ist für dieses Jesus-Buch nicht von Bedeutung. Geißler wird hier zum Opfer eines Zitates von Karl Rahner²⁹. Wenn der Leib nicht „physisch-materiell“ wieder belebt wird, wie kann dann die Aussage vom Leeren Grab gehalten werden?

Der Text Geißlers ist nicht deutlich genug, um zu weiteren Urteilen und Fragen zu kommen. Dass aber in einem Jesus-Buch unserer Tage mit dem erwähnten Theologen als Hauptzeuge das Glaubensgeheimnis der Kirche schlechthin nicht deutlich ausgesprochen wird, wundert niemanden, der sich

mit diesem Kirchenvater des Progressivismus auseinandergesetzt hat³⁰.

Man könnte noch vieles an Kuriositäten anführen, die uns der Verfasser anbietet. So z. B. etwa die These, der Apostel Paulus habe Keuschheitsvorschläge ins Evangelium geschmuggelt³¹ ...

Die Grundthese ist deutlich geworden: Jesus und die Kirche haben kaum etwas miteinander am Hut. Und Geißler gibt vor zu wissen, was Jesus heute sagen würde. Nun, das ist ein bekanntes Muster vieler Sektierer. Die Antwort aus dem katholischen Glaubensdenken fällt anders aus. Hier wird man mit Papst Paul VI. durchaus daran erinnern dürfen, dass das kirchliche Lehramt das Echo der Stimme Christi ist³².

Doch das könnte unser Autor nicht verstehen: Er bietet einen Jesuanismus im seichten Sinne der Aufklärung; zum Christus dem Einziggeborenen dringt er in seinem Büchlein nicht vor. Dem Jesus, den Heiner Geißler schmackhaft zu machen versucht, kann kein Mensch seine „... ganze personale Freiheit ...“ unterwerfen, sondern nur dem Christus und Sohn Gottes³³.

Und am Ende bleibt nur das inständige Flehen mit einer Anrufung aus der alten Allerheiligenlitanei: *Parce nobis, Domine, verschone uns, o Herr, von Jesus-Büchern wie diesem.*

*Anschrift des Autors: Dr. theol. Joseph Overath
Hauptstr. 54, 51789 Lindlar*

³⁰ David Berger (Hrsg.): Karl Rahner – Kritische Annäherungen (= Bd. VIII der *Quaestiones Disputatae*) Siegburg 2004.

³¹ Geißler 121.

³² Papst Paul VI.: *Echo der Stimme Christi. Das Credo des Gottesvolkes. Mit einem Kurzkommentar versehen und neu herausgegeben von Joseph Overath.* Gescher 2005.

³³ Kompendium KKK Frage 84.

²⁷ ebd. 56.

²⁸ ebd. 148.

²⁹ ebd. 14, Anm. 6.

REIMUND HAAS

Bernhard Stasiewski (1905–1995)

Ein Pionier der Osteuropaforschung und der kirchlichen Zeitgeschichte

Unter diesem Titel „Pionier der Osteuropaforschung und der kirchlichen Zeitgeschichte“ ehrten am 11./12. November 2005 auf der Thomas-Morus-Akademie Bensberg bei Köln über 40 kirchliche Wissenschaftler, akademische Schüler und Freunde sowie angeführt von seiner unermüdlichen Schwester Narzissa Stasiewski die noch lebenden Familienmitglieder einen vorbildlichen Priester und Kirchengeschichtler. Wie kaum ein anderer Priester-Forscher im 20. Jahrhundert hat er forschend und prägend gewirkt und dies mit der kirchlichen Zeitgeschichte und Osteuropaforschung auf zwei Wissenschaftsgebieten, die besonderem Fortschritt und Wandel unterworfen waren. Zugleich wurden auf dieser Studientagung aus vorgenommenen Quellenstudien und Zeitzeugenberichten neue Fassetten und Ereignisse aus seinem Leben bekannt, so dass die bisher vorliegenden Nachrufe¹ und

Lebensskizzen² ergänzt und fortgeschrieben werden müssen. Bernhard Clemens Stasiewski wurde am 14. November 1905 in Berlin-Rixdorf (heute Neukölln) als ältestes von elf Kindern der Eheleute Hans und Narzissa Stasiewski geboren. Wie Stefan Samerski betonte, stammten aber beide Eltern aus Westpreußen, der Vater Hans Leopold aus Neuenburg (Kreis Schwetz) und die Mutter Narzissa Amalie Gosienecki aus Münsterwalde (Kreis Marienwerder, bis 1992 Bistum Kulm), und sie zogen mit der Heirat erst 1904 nach Berlin. Seine Schulzeit (1. 4. 1912–15. 4. 1924) auf dem staatlichen Kaiser-Friedrich-Wilhelm-Realgymnasium schloss er mit dem Abitur ab und gab schon damals als Berufsziel „Universitätsprofessor“ an. Vom „katholischen Milieu“ im Elternhaus und Diasporakatholizismus der Hauptstadt Berlin geprägt, absolvierte er als Priesteramtskandidat des Erzbistums Breslau die

¹ Vgl. Gabriel Adriányi, *Priesterweihe durch Kardinal Bertram in Breslau. Zum Tode von Prof. Dr. phil. Dr. theol. Bernhard Stasiewski*, in: *Kulturpolitische Korrespondenz* 944 (1995), S. 14f.; Reimund Haas, *Bernhard Stasiewski 1905–1995*, in: *Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin NF 3 XXXIV–XXXV (1994/95)*, S. 8–14; Dazu: *Der älteste Lantershofener*, in: *St. Lambert aktuell* Nr. 31, 6/1995, S. 8f.; Paul Mai, *Walter Fürst, Gabriel Adriányi, Nachrufe auf Prof. Dr. Dr. Bernhard Stasiewski*, in:

ASKG 53 (1995), S. 356–365; Gabriel Adriányi, *Nekrolog Bernhard Stasiewski (1905–1995)*, in: *Historisches Jahrbuch* 116 (1996), S. 297–299.

² Vgl. Gabriel Adriányi, in: *LThK* 3. Auflage, Bd. 9, Freiburg 2000, Sp 933f.; Reimund Haas, *Stasiewski, Bernhard*, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Bd. 19, Ergänzungsband VI, Herzberg 2001, Sp. 1330–1337; Ders., *Stasiewski, Bernhard*, in: *GGG* 4. Auflage, Bd. 7, Tübingen 2004, Sp. 1689f. (= in: *RPP* in Planung).

üblichen philosophisch-theologischen Studienfächer vornehmlich an der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Breslau (8. 3. 1926 Philosophikum, 20. 4. 1927 Biblicum, 15. 3. 1928 Introitus), das 5. Semester (SS 1926, „Freisemester“) in München. Die Studententagung hat die frühe kirchengeschichtliche Prägung des interdisziplinär studierenden Stasiewski in der Tradition von Prof. Dr. Max Sdralek († 1913) bei den Professoren Bertold Altaner († 1964), Joseph Wittig († 1949) und Franz Xaver Seppelt († 1956) herausgearbeitet. Ebenso wurde seine geistliche Ausbildung, u. a. durch den Spiritual Stanislaus Graf Dunin-Borskowski SJ († 1934), im Breslauer Theologenkonvikt und im Alumnat (= Priesterseminar SS 1928 und WS 1928/29) im Umfeld des Breslauer Domes aufgearbeitet.

Als der Breslauer Kardinal Adolf Bertram († 6. 7. 1945) ihm am 27. Januar 1929 in Breslau mit 32 Konsementern die Priesterweihe erteilte, bedurfte er wegen des noch nicht erreichten Weihealters von 24 Jahren einer Dispens. Wegen eben dieses seines jugendlichen Alters wurde er mit seiner ersten größeren wissenschaftlichen Arbeit über „Der hl. Bernardin von Siena. Untersuchungen über die Quellen seiner Biographen“ bei Prof. Altaner von der Katholisch-Theologischen Fakultät Breslau drei Wochen danach (18. 2. 1929) auch „nur“ zum Lizentiaten der Theologie promoviert. Schon diese Schrift wurde als 13. Beiheft der Franziskanischen Studien im Jahre 1931 in Münster veröffentlicht. Nachdem Bernhard Stasiewski schon früh Berührung mit der polnischen Sprache bei Verwandten gehabt hatte, soll Kardinal Bertram zu ihm gesagt haben: „Sie haben einen polnischen Namen und müssen deshalb Polnisch lernen“ für die Polenseelsorge in unserer Diözese. Im letzten Weihejahrgang des Erzbistums Breslau vor der Erhebung der vormaligen Fürstbischöflichen Delegatur für Brandenburg und Pommern zum neuen Bistum Berlin (13. 8. 1930) blieb er einerseits in treuer Verbundenheit in seinen Forschungen Adolf Kardinal Bertram bis zuletzt verbunden und gehörte in Berlin wohnend andererseits zur ersten Generation des Berliner Diözesanklerus.

Nach kurzer hauptamtlicher Kaplanstätigkeit als „Neupriester“ in Nauen (St. Peter und Paul, ab 27. 3. 1929) und Berlin (St. Pius, ab 5. 1. 1930) übernahm er vom 10. März 1931 bis 1958 die Stelle eines Hausgeistlichen am Katholischen Knaben-Waisenhaus der Armen Brüder vom hl. Franziskus Seraphikus in Berlin-Moabit. Gleichzeitig setzte er schon vom SS 1929 bis SS 1932 seine Studien an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität in Geschichte, Kunstgeschichte, Slawistik und Philosophie fort. Als wissenschaftlich-ökonomisches Standbein war er wissenschaftlicher Stipendiat (1. 3. 1931 bis 31. 12. 1934) der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und sollte die Abhängigkeit des Breslauer Bistums vom Gnesener Metropolitansitz im Mittelalter untersuchen. Aus diesen seinen Studien an der Berliner Universität erwuchs sein erstes großes Forschungsgebiet der polnisch-deutschen Geschichte des Mittelalters. Darin promovierte er zunächst mit den „Untersuchungen über drei Quellen zur ältesten Geschichte Polens“ (14. 10. 1932) bei den bekannten Mediävisten Prof. Dr. Albert Brackmann († 1952) und Prof. Dr. Robert Holtzmann († 1946) zum Doktor der Philosophie. Die Arbeit erschien 1933 im Rahmen der Breslauer Studien zur historischen Theologie als Band 24. Vom WS 1935 bis WS 1941/42 sowie dann noch einmal 1945/46 hielt Stasiewski regelmäßig Vorlesungen und Übungen zur polnischen Geschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität. Anfang 1942 war ihm von der nationalsozialistischen

Kulturverwaltung mitgeteilt worden, dass er „als katholischer Geistlicher der ihm vorgesetzten Behörde nicht genehm sei“. Deshalb sollte er um Erlaubnis bitten, „infolge steigender militärischer Inanspruchnahme seine Vorlesungen bis auf weiteres einstellen zu dürfen.“ Auch setzte er seine Quellenstudien und Veröffentlichungen zu den mittelalterlichen Beziehungen der Bistümer Breslau und Gnesen im Hinblick auf eine weitere akademische Graduierung fort.

Zugleich behandelte Bernhard Stasiewski in Abgrenzung zur nationalsozialistischen Geschichtsdeutung in zahlreichen Kleinschriften und Artikeln die Geschichte und das kirchlich katholische Leben im neuen Bistum Berlin. Damit legte er die Grundlage zu seinem zweiten großen Forschungsgebiet der Kirchengeschichte des Raumes der Diözese Berlin. So unternahm er im Auftrag des Bistums schon 1936 eine erste Inspektion und Inventarisierung ausgewählter katholischer Pfarrarchive und wurde bei einem Vortrag im Diözesangeschichtsverein darüber am 27. Oktober 1937 vom NS-Reichsrippenamt argwöhnisch kontrolliert³. Zusammen mit Dr. Karl-Heinrich Schäfer (Märtyrer † 1945)⁴ begann Stasiewski seine frühe Mitarbeit im Berliner Diözesangeschichtsverein mit Veröffentlichungen ab 1936 und hielt die Kontinuität der Vereinsarbeit über die schwere Zäsur des Zweiten Weltkrieges hinweg, den er von 1943 bis 1958 leitete und dessen Wichmann-Jahrbuch er herausgab.

Ein tiefer Einschnitt in der hoffnungsvollen wissenschaftlichen Laufbahn und der persönlichen Lebensführung stellte – wie für die meisten Deutschen und Berliner – für Bernhard Stasiewski auch der Zweite Weltkrieg dar. Als Priester wurde er zwar nicht zur Wehrmacht eingezogen, wohl aber wegen seiner slawischen Sprachkenntnisse „dienstverpflichtet als Sprachmittler“ (17. 11. 1940–30. 9. 1944) und zwar beim III. Generalkommando in Berlin. Aus dieser noch wenig beleuchteten Dienstverpflichtung in der „Forschungsabteilung“ wurde auf der Studententagung ein Ereignis benannt, dass ihn in der Zeit des „Kalten Krieges“ noch schwer weiterverfolgen sollte und der weiteren Nachforschung bedürfen.

Aus der Breslauer Studienzeit hatte Dr. Stasiewski fachlichen Kontakt zu Prof. Dr. Felix Haase († 1965) gehalten, der an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Breslau Slawische Kirchenkunde (und allgemeine Religionsgeschichte sowie vergleichende Religionswissenschaft) vertrat. Als Parteimitglied der NSDAP war Haase zwar isoliert, übte aber kontinuierlich ab 1934 das Amt des Dekans aus und soll Bernhard Stasiewski „seine Professur der slawischen Kirchenkunde“ angeboten haben. Auf jeden Fall reichte Dr. Bernhard Stasiewski nach Beendigung seiner Dienstverpflichtung am 15. Dezember 1944 bei der Katholisch-Theologischen Fakultät Breslau seine Dissertation „Kirchengeschichtliche Beiträge zur Entwicklung der Grenzen im Raum der Netzeniederung, der mittleren Oder und Schlesiens von 1034 bis 1370“ ein, um nach dem Grad des Lizentiaten der Theologie auch den des Dr. theol. zu erwerben. Diese Arbeit war – wie Professor Haase noch im August 1945 mitteilte – mit „sehr gut“ benotet worden, doch konnte Stasiewski

³ Vgl. Reimund Haas, Dr. Bernhard Stasiewski (1905–1995) und die Anfänge der Pfarrarchivpflege im Bistum Berlin (1936/37), in: Reimund Haas, Hermann-Josef Scheidgen, Karl Josef Rivinius (Hrsg.), Im Gedächtnis der Kirche neu erwachen. Festschrift Gabriel Adriányi, (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte, Bd. 22), Köln 2000, 39–55.

⁴ Helmut Holzappel – Bernhard Stasiewski, Gedenkschrift für Karl-Heinrich Schäfer, Würzburg 1946; Ursula Pruß, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, 2 Bde., 3. Aufl., Paderborn 2001, Bd. I, S. 142–146.

Joachim Kardinal Meisner, noch als Bischof von Berlin, besuchte 1987 Prof. Stasiewski im Studienhaus St. Lambert.



wegen der kriegsbedingten Schließung der Breslauer Fakultät das Rigorosum nicht mehr ablegen.

Angesichts der russisch-polnischen Besetzung Breslaus (ab dem 7. 5. 1945) versuchte Dr. Stasiewski eine weitere akademische Graduierung nun an seiner Berliner Universität, die ab 1946 den Namen Humboldt-Universität führte. Am 29. September 1945 reichte er bei der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität die modifizierte Habilitationsschrift „Die polnische Westgrenze im Zeitalter der Piasten vom Jahre 1034 bis 1386“ ein, um die Venia Legendi bzw. eine Professur für die „Geschichte des West- und Südslawentums“ zu erlangen.

Erst nach seinem Tod wurde genauer bekannt, dass Stasiewski am 19. Juli 1946 vom Sowjetischen Geheimdienst (NKWD) aus dem britischen Sektor, in dem er wohnte, entführt und bis zum 15. Juni 1947 in verschiedenen Militärgefängnissen (u. a. Bautzen und Dresden) verschleppt und gefangen gehalten wurde. Da Bernhard Stasiewski darüber immer geschwiegen hat (bzw. sich hatte zum Schweigen verpflichten müssen), kann nur vermutet werden, dass in der direkten Nachkriegszeit der genannte Umstand aus seiner Sprachmittler-Tätigkeit der Grund für die Verschleppung und Inhaftierung war. Selbst Interventionen des Berliner Bischofs, Konrad Kardinal von Preysing († 1950), und seines für die Kontakte zur sowjetischen Militärverwaltung zuständigen Weihbischofs Heinrich Wienken († 1961) mit Bezug auf eine „wachsende Beunruhigung in Kreisen der Berliner Bevölkerung“ über Stasiewskis Verschwinden blieben unbeantwortet. Nach monatelangen zermürbenden Verhören wurde er ohne Gerichtsverfahren entlassen und fand sich „abgemagert und kahl geschoren“ und nur mit einer russischen „Bestätigung über das Ausscheiden aus einer Gemeinschaftsverpflegung“ am Anhalter Bahnhof wieder. In solchem Zustand und ob der politischen Umstände erklärt sich sowohl, dass er das Habilitationsverfahren an der Humboldt-Universität nicht abschließen konnte, als auch eine am 24. Juni 1947 angetragene außerordentliche Professur für die Geschichte des Ostens an der Universität Rostock am 15. Juli ablehnte. Am 10. Oktober 1947 erhielt Dr. Stasiewski den kirchlichen Amtstitel „Pfarrer“. Nach seiner Rückkehr

schickte ihn der Berliner Kardinal Preysing zur Erholung in die Vereinigten Staaten von Amerika, um die dortigen Institutionen der religiösen Erwachsenenbildung näher kennen zu lernen. Zeitbedingt war diese erste Studienreise vom 19. Februar bis 18. Mai 1949 nur über eine Einladung der amerikanischen Militärregierung zu ermöglichen gewesen. 1950 konnte er eine weitere Studienreise nach England unternehmen.

Diese Verschleppung ist auch der Hintergrund für den Vermerk „zeitweise abwesend“ in den Programmen 1946/III bis 1947/II des Katholischen Bildungswerkes Berlin, dessen Aufbau und Leitung Stasiewski ab Mai des Jahres 1946 im Auftrag von Kardinal Preysing übernommen hatte. Die auf der Studientagung erstmals vorgelegte Auswertung der Programme des Bildungswerkes bis 1954 zeigt das höchst aktuelle, fundierte und breite Angebot mit über 100 Veranstaltungen pro Trimester, das Bernhard Stasiewski zusammenbringen und vorstellen konnte. Neben literarischen (P. Claudel, W. Bergengruen, G. Bernanos, F. Werfel) und theologischen (R. Guardini, Papstfeiern) Themen wurden auch aktuelle (zum 75. Deutschen Katholikentag, Heiligen Jahr) Veranstaltungen angeboten und besondere Zielgruppen angesprochen: Ärzte, Kolping und eine „Vortragsreihe für Suchende“.

Neben der Arbeit im Bildungswerk und im Berliner Diözesangeschichtsverein setzte Dr. Stasiewski auch seine akademische Lehrtätigkeit mit Vorlesungen zur osteuropäischen Geschichte fort. Zunächst hielt er ab dem WS 1949/50 drei Semester lang Vorlesungen an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Diese Vorlesungen konnte er ab dem SS 1953 bis zu seinem Umzug nach Bonn (WS 1957/58) am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin fortführen. Schon mit der Mitgliedschaft im Herder-Forschungsrat in Marburg seit dem 17. September 1951 hatte Bernhard Stasiewski vor dem Hintergrund des sich verschärfenden politischen Ost-West-Gegensatzes eine klare Orientierung zur „westdeutschen Osteuropa-Forschung“ vollzogen.

Nach der Etablierung der beiden getrennten deutschen Staaten sollte bzw. musste in der Deutschen Demokratischen Republik eine eigene Priesterausbildung aufgebaut werden. Wie auf der Studientagung erinnert wurde, erhielt Dr. Bern-

hard Stasiewski am 26. Mai 1952 in „den besten Jahren“ seiner Lebensmitte stehend ein Angebot vom Berliner Bischof Dr. Wilhelm Weskamm († 1956), das seinen weiteren Lebensweg entscheidend anders geprägt hätte. An dem zunächst in Berlin-Biesdorf geplanten und dann in Erfurt (am 5. 6. 1952) gegründeten philosophisch-theologischen Studium und Priesterseminar für die kirchlichen Jurisdiktionsbezirke in der DDR sollte Dr. Stasiewski die Dozentur für Kirchengeschichte übernehmen. Nach reiflicher Überlegung lehnte er mit Begründung seiner Verschleppung, seiner Auslandsreisen und seiner am Herder-Forschungs-Rat (und nicht am Sozialismus/Marxismus) orientierten Osteuropa-Forschungen ab, was dem Bischof wohl nicht sonderlich gefiel. Da aber auf der „Insel Westberlin“, die er nur per Flugzeug verlassen konnte, keine weitere akademische Perspektive möglich war, blieb ihm nur die konsequente Orientierung nach „Westdeutschland“.

Sein kirchengeschichtlicher Lehrer aus Breslau, Prof. Dr. Franz Xaver Seppelt, war nach seiner Vertreibung aus Schlesien seit 1946 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Ludwig-Maximilians Universität München geworden. Er war trotz seiner bevorstehenden Emeritierung noch bereit, die Studien von Bernhard Stasiewski „zur Entwicklung des deutsch-polnischen Grenzsaumes im Hochmittelalter“ anzunehmen. Auf seinen Antrag vom 7. November 1951 hin wurde Stasiewski am 12. Juli 1952 endlich damit zum Doktor der Theologie promoviert. Diese Arbeit erschien dann im II. Band der Forschungen zur osteuropäischen Geschichte in Berlin im Jahre 1955.

Mit seinen weitergehenden Ambitionen auf Habilitation in Kirchengeschichte konnte er in München bei dem Nachfolger von Prof. Seppelt, dem aus dem Bistum Rottenburg stammenden Prof. Dr. Hermann Tüchle († 1986) nicht mehr ankommen, da dieser bevorzugte, den bayerischen Landsmann Dr. Georg Schwaiger 1955 zu habilitieren. Auf weiteren Vortragsreisen von West-Berlin aus in Westdeutschland versuchte Stasiewski Kontakte zur Erlangung einer Professur in der damals in der Theologie dominierenden Priesterausbildung zu knüpfen. Bei den Ordinarien in Mainz (Prof. Dr. Ludwig Lenhard, † 1971) und Münster (Prof. Dr. Dr. Eduard Hegel, † 2005) fand er aber keine Unterstützung für sein Anliegen. Mehr Gehör fand er jedoch bei dem vormaligen Breslauer Privatdozenten und dem aus der römischen Emigration 1949 nach Bonn zurückgekehrten Prof. Dr. Hubert Jedin († 1980). Bei einem Vortrag von Prof. Jedin über das Trienter Konzil vor dem Berliner Bildungswerk (Sommertrimester 1951) soll dieser Dr. Stasiewski schon versprochen haben, er könne ihn zwar an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn „habilitieren, aber keine Professorenstelle besorgen“.

So organisierte Dr. Dr. Stasiewski zunächst für die Mitglieder seines Weihekurses in Berlin-Charlottenburg (Hedwig-Elisabeth-Haus) das Silberne Priesterjubiläum. Damals waren zwei seiner Konsekreten bereits Professoren: Prof. Dr. Erich Kleineidam († 24. 4. 2005) war Rektor und Professor am Priesterseminar in Erfurt und sollte mit mehr als 100 Lebensjahren der älteste Priester des Weihekurses werden sowie der Professor für Neues Testament in Paderborn, Prof. Dr. Otto Kuss († 1991). Wenn Stasiewski in dem Gedenkhft des Priesterjubiläums von sich selbst als letzte Station angibt: „seit Juli 1954 für wissenschaftliche Arbeiten freigestellt“, deutet das den Beginn seines dritten Forschungsschwerpunktes an: der kirchlichen Zeitgeschichte. Denn seit dem 1. April 1954 (bis 30. 9. 1958) war er Stipendiat des Bundesministe-

rium des Inneren mit dem neuen Forschungsauftrag: Katholische Kirche und Nationalsozialismus.

Neben diesen Grundlagenforschungen und Quellenstudien in den Registraturen der bischöflichen Generalvikariate und Ordinariate in Westdeutschland, sowie zahlreichen Lexikonartikeln (u. a. 159 für die zweite Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche) und Rezensionen sowie Forschungsberichten, arbeitete Dr. Dr. Stasiewski an seiner Habilitationsschrift, die ihn von der Spree nach Köln und Bonn an den Rhein führen sollte. In der 430-seitigen maschinenschriftlichen Habilitationsschrift untersuchte der 53-jährige Stasiewski „Die Anfänge der Christianisierung Polens auf dem Hintergrund der slavischen Missionsgeschichte des frühen Mittelalters“. Seine Bonner Antrittsvorlesung am 17. Mai 1958 über die „Kirchenpolitik der Nationalsozialisten im Warthegau 1939 bis 1945“ entstammte schon seinem dritten Forschungsbereich, der damals zeitgeschichtlichen Forschungsphase des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Nationalsozialismus und fand breite Rezeption auch in Polen. Seine Lehrveranstaltungen an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn begann er im SS 1958 mit einer Vorlesung über die kirchengeschichtliche Entwicklung in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und einer Seminarübung zur Kirchenpolitik des Nationalsozialismus. Noch am 10. November 1958 hatte sich sein Lehrer Prof. Jedin als Dekan beim Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen dafür eingesetzt, dass ihm zur Existenzsicherung eine frei gewordene Diätendozentur übertragen werden sollte. „Im Hinblick auf sein Lebensalter erscheint es nicht vertretbar, dass er weiter durch andere Arbeiten, wie sie etwa mit der Wahrnehmung einer Assistentenstelle verbunden sind, von der eigentlichen Forschung abgehalten wird. Wir halten es daher für unsere Pflicht, dafür zu sorgen, dass er sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Aufgaben widmen kann.“

Seit 1954 hatte Stasiewski zunächst als Stipendiat des Bundesinnenministeriums in einer quellenkundlichen Pionierarbeit nach „Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933 bis 1945“ zu forschen begonnen. In dieser dann von der am 17. September 1962 gegründeten „Kommission für Zeitgeschichte“ (erst Katholische Akademie in Bayern, dann Bonn)⁵ übernommenen bahnbrechenden Edition legte er neben den akademischen Verpflichtungen ab 1968 und bis zu seinem 74. Lebensjahr die ersten drei Bände vor, die mit ihren über 2200 Seiten bis zum Jahre 1936 einen Meilenstein der Forschung darstellen⁶. Mitglied in der „Wissenschaftlichen Kommission“ der Kommission für Zeitgeschichte war Stasiewski von Anfang an und hat bis zuletzt an ihren Sitzungen teilgenommen.

Im Jahre März 1961 zum Dozenten ernannt, wurde Dr. Dr. Stasiewski kurz vor dem Erreichen seines 57. Lebensjahres am 7. November 1962 zum ordentlichen Professor (Besoldung H 3) für Neuere und Neueste Kirchengeschichte und (ab 1965 auch) Kirchengeschichte Osteuropas an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn berufen. Dem folgte am 7. Juni 1966 auch die Bestellung zum Direktor des

⁵ Vgl. Ulrich von Hehl – Konrad Reppen (Hrsg.), Der deutsche Katholizismus in der zeitgeschichtlichen Forschung, Mainz 1988; Karl-Joseph Hummel, Zeitgeschichtliche Katholizismusforschung. Tatsachen, Deutungen, Fragen. Eine Zwischenbilanz, (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen Bd. 100), Paderborn 2004.

⁶ Bernhard Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933 bis 1945, Bd. I: 1933–1934; Bd. II: 1934–1935; Bd. III: 1935–1936, (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: Quellen, Bd. 5, 20, 25), Mainz 1968, 1976, 1979.

dortigen Instituts für Kirchengeschichte. Nach der Emeritierung von Prof. Jedin folgte auf dessen Lehrstuhl aus Münster Prof. Dr. Dr. Eduard Hegel, zu dessen Antrittsvorlesung am 18. Januar 1967 Dr. Dr. Stasiewski als Dekan „geziemend eingeladen“ hatte. Damit hatte die Bonner Katholisch-Theologische Fakultät die seltene und außerordentliche Konstellation, von 1967 bis 1974 über drei Lehrstühle der Kirchengeschichte zu verfügen.

Als Hochschullehrer erwarb sich Prof. Stasiewski mit der ihm eigenen Lebendigkeit, Menschlichkeit und Herzlichkeit hohes Ansehen bei Studenten und Kollegen. In Anbetracht seiner fachlichen und menschlichen Kompetenz sowie seines praktischen Organisationssinnes wurden ihm als Direktor des Instituts für Kirchengeschichte weitere Aufgaben übertragen. Im Universitätsbereich waren es im Jahr 1966/67 das Dekanat der Katholisch-Theologischen Fakultät Bonn sowie eine weitere mehrjährige Senatsmitgliedschaft. Vorsitzender der Senatskommission für das Studium der deutschen Geschichte und Kultur im Osten war er 1972 bis 1981, stellvertretender Vorsitzender von 1982 bis 1993. Auf bundesdeutscher Ebene war er von 1965 bis 1969 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Katholisch-Theologischen Fakultäten und der Philosophisch-Theologischen Hochschulen Deutschlands. Aus dem kirchlichen Bereich seien nur der Arbeitskreis für Ostfragen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (Bad Godesberg) und die Ostarbeitsgruppe des Kommissariates der Deutschen Bischöfe beim Katholischen Büro in Bonn genannt.

Wie viele ehemalige Studenten und Teilnehmer der Studientagung übereinstimmend bezeugten, waren seine ansprechenden Vorlesungen immer gut besucht, seine Proseminare vermittelten eine exakte Einführung in das kirchenhistorisch-methodische Arbeiten, seine Hauptseminare behandelten mit aktuellem Bezug Spezialthemen bis hin zur damals noch jungen kirchlichen Zeitgeschichte. Sowohl bei den Priesteramtskandidaten als auch bei der damals anwachsenden Zahl der Laientheologen war Prof. Stasiewski mit seiner gewinnenden Art und seinem pädagogischen Geschick ein zwar nicht leichter, aber durchaus beliebter Prüfer. Über 100 Zulassungs- und Staatsexamensarbeiten, zehn Erstgutachten (darunter die erste Frau zur Doktorin der Theologie an der Fakultät) und zwölf Zweitgutachten in Promotionsverfahren gehörten zu seinen Aufgaben. Sein Habilitand in osteuropäischer Kirchengeschichte, Dr. theol. Gabriel Adriányi, wurde 1976 sogar zu seinem Nachfolger ernannt auf dem Bonner Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte mit Einschluss der Osteuropäischen Kirchengeschichte.

Außer der Berliner Diözesangeschichte sind zumindest zwei weitere wissenschaftliche Bereiche zu nennen, in denen Stasiewski bis kurz vor seinem Tod im positiven Sinn aktiv als „Wissenschaftsmanager“ oder besser noch „tatkräftiger Inspirator“ wirkte. In dem 1958 gegründeten Institut für Ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte, das außer durch seine beiden Veröffentlichungsreihen und Zeitschriften vor allem durch seine Nachwuchs- und Arbeitstagungen sowie das jährlich ausgeschriebene „Kardinal-Bertram-Stipendium“ breites Echo gefunden hat, war er von 1961 bis 1984 wissenschaftlicher Leiter, von 1968 bis 1983 erster Vorsitzender und danach Ehrenvorsitzender⁷. In dem Johann-Gottfried-

Herder-Forschungsrat in Marburg, dem er ja seit 1951 angehörte, wurde er 1970 in den Vorstand gewählt, war 1972–1974 Vizepräsident und von 1974–1984 Präsident und anschließend Ehrenpräsident⁸. Er war Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat (Bonn), seit 1976 stellvertretender Vorsitzender des Stiftungsbeirates des OKR. Dem Kuratorium der Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen (Bonn) gehörte er seit 1978 an.

Neben vielen eifrigen Schülern und Mitarbeitern hat Stasiewski wohl in all den Jahren am meisten seiner jüngeren Schwester Narzissa Stasiewski zu verdanken, die ihm nicht nur stets ein gastfreundschaftliches und frohes Haus bereitete, sondern vor allem nach der Emeritierung eine unersetzliche und nimmermüde Mitarbeiterin war und anschließend seine Nachlassverwalterin geworden ist. Frau Stasiewski begleitete ihn zunächst von Berlin nach Bonn, wo er in der Pfarrei St. Marien lebte und in der Seelsorge mitarbeitete (1959–1971). So war er berufenes Mitglied des Priesterrates des Erzbistums Köln (1967–1987) und Mitglied der Kölner Ökumenischen Bistumskommission (1969–1978). Seit 1971 war Prof. Stasiewski mit seiner Schwester in Königswinter-Ittenbach im eigenen Haus heimisch. In der Pfarrei „Zur Schmerzhafte Mutter“ und vor allem im Pilgerheim St. Lucas war er bis zu dessen Auflösung 1994 ein engagierter und beliebter Seelsorger. Hier feierte er mit der Gemeinde sowie Freunden von nah und fern sein Goldenes (1979), sein Diamantenes (1989) und zuletzt 1994 sein Eisernes Priesterjubiläum.

Bereits vor seiner Emeritierung nach dem WS 1973/74 erhielt Stasiewski die ersten staatlichen und kirchlichen Anerkennungen für sein intensives und arbeitsreiches Leben als Forscher, Hochschullehrer und Priester. Von staatlicher Seite sind neben dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (21. 9. 1971) das Große Bundesverdienstkreuz (23. 5. 1986) zu nennen. Sein überzeugendes Leben und Wirken als Forscher und Priester im Dienst der katholischen Kirche und speziell in den Erzbistümern Berlin und Köln anerkannten diese zunächst mit der Verleihung des Titels eines Monsignore (12. 7. 1969), dann mit der Ernennung zum päpstlichen Ehrenprälaten (10. 4. 1975) und schließlich mit der seltenen Auszeichnung eines Apostolischen Protonotars (12. 2. 1993).

Wissenschaftliche Ehrungen von Kollegen, Freunden und Schülern erhielt Stasiewski jeweils durch beachtliche Festschriften zum 70. und 75. Geburtstag, die bis heute bedeutende Beiträge zur Kirchengeschichte Osteuropas und zur kirchlichen Zeitgeschichte enthalten⁹. Zu diesen wissenschaftlichen Anerkennungen gehörten die Verleihung der Plakette für Verdienste um den deutschen Osten und das Selbstbestimmungsrecht (10. 9. 1977), des Georg-Dehio-Preises für Kultur- und Geistesgeschichte (22. 5. 1981) und der St. Hedwigs-Medaille in Würdigung seiner Verdienste um die Erhaltung und Entfaltung der Erzdiözese Breslau in der Vertreibung (15. 11. 1985) sowie der Petrus-Medaille des Bistums Berlin (27. 1. 1989).

⁸ Vgl. J. G. Herder-Forschungsrat (Hrsg.), Fünfunddreißig Jahre Forschung über Ostmitteleuropa. Veröffentlichungen der Mitglieder des J. G. Herder-Forschungsrates 1950–1984 (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas, Bd. 1), Marburg 1985, 348–353.

⁹ Gabriel Adriányi – Joseph Gottschalk (Hrsg.): Festschrift für Bernhard Stasiewski. Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte, Köln/Wien 1975; darin: Narzissa Stasiewski, Bibliographie Bernhard Stasiewski, 213–260 (bis 1975); Gabriel Adriányi (Hrsg.): Festgabe für Bernhard Stasiewski zum 75. Geburtstag, Leverkusen-Opladen/Bonn 1980.

⁷ Bernhard Stasiewski, Institut für Ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e. V. 1958–1987, (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, hrsg. von Bernhard Stasiewski, Bd. 23), Köln/Wien 1988.

Wie Joseph Gottschalk schon in der Festschrift zum 70-jährigen Geburtstag andeutet, hatte Stasiewski nach seiner Bonner Emeritierung „nicht ganz mit dem Dozieren aufgehört“. Mehr als zwölf Jahre (1974–1987) bis zum Nachlassen seiner Sehkraft lehrte er in Vorlesungen und Seminaren sowie mit großer Resonanz an dem nunmehrigen überdiözesanen Seminar „Studienhaus St. Lambert“ (Grafschaft, Burg Lantershofen)¹⁰. Zu seiner Verabschiedung am 7. April 1987 formulierte der dortige Studienleiter Prälat Prof. Dr. Dr. Theo Schäfer u. a.: „Sie haben den Studenten unseres Hauses sehr viel mit auf den Weg gegeben. Es war nicht nur das wissenschaftliche Rüstzeug, es handelte sich auch nicht nur um die Vermittlung von Fakten und anderen Inhalten der Kirchengeschichte. Sie haben den Studenten viel mehr geschenkt: Ihre Begeisterung für die Theologie! Immer wieder haben die Studenten gespürt, dass Sie eine Liebe zur Kirche vermitteln wollten.“ Auch nach seinen Entpflichtungen nahm Stasiewski mit Assistenz seiner Schwester Narzissa weiterhin in geistiger Frische mit gelegentlichen Anwesenheiten, freundlichen Telefonaten und reger Korrespondenz aktiven Anteil an der Arbeit der verschiedensten Institutionen, in denen er aktives Mitglied gewesen war.

Nachdem seine Bibliographie im Jahre 1975 bereits 579 Titel umfasste, ist sie bis zum Jahre 2000 auf 660 Veröffentlichungen angewachsen¹¹. Aus den neunziger Jahren ist besonders die zweibändige Forschungsbilanz zum Leben und Wir-

¹⁰ Vgl. Reimund Haas (Hrsg.), Weg zum Priestertum. 25 Jahre überdiözesanes Studienhaus St. Lambert, Grafschaft 1997, S. 171.

¹¹ Vgl. die ausführlichen Schriftenverzeichnisse: Narzissa Stasiewski, Bibliographie Bernhard Stasiewski, in: Festschrift 1975, S. 213–260; Dies., Bibliographie Bernhard Stasiewski, in: ASKG 53 (1995), S. 367–381.

ken von Adolf Kardinal Bertram zu nennen, an der er bis zuletzt mit seiner Schwester gearbeitet hat¹². Nach seinem plötzlichen und unerwarteten Tod am 1. Juli 1995 feierte am 4. Juli der damalige Kölner Weihbischof Norbert Trelle (seit 2005 Bischof von Hildesheim), der bei ihm seine Diplomarbeit geschrieben hatte, in Ittenbach im Beisein vieler Freunde und Kollegen aus der Wissenschaft für Bernhard Stasiewski das Seelenamt. Die feierlichen Exequien in der St. Clara Kirche in Berlin-Neukölln zelebrierte am 10. Juli 1995 der Erzbischof des Erzbistums Berlin, Kardinal Georg Sterzinsky. Anschließend wurde Bernhard Stasiewski auf dem Alten St.-Michael-Friedhof in Berlin-Neukölln beigesetzt.

Seine wissenschaftliche Bibliothek und sein Nachlass, die einmal das Erzbistum Köln in seine Diözesanbibliothek (bzw. in sein Diözesanarchiv) übernehmen will, hat seine Schwester Narzissa Stasiewski seitdem geordnet und erschlossen und damit die eingangs genannte Studientagung gefördert. Ein geplanter Tagungsband will nicht nur die Beiträge dieser Studientagung festhalten, sondern Impulse setzen, diese grundlegenden und Brücken bauenden Forschungen des 20. Jahrhunderts bzw. aus der Zeit des „Kalten Krieges“ im vereinigten, nach Ostmitteleuropa erweiterten und neu zu evangelisierenden Europa des 21. Jahrhunderts fruchtbar fortzuführen.

Anschrift des Autors: Prof. Dr. Reimund Haas

Johannesweg 5a, D-51061 Köln

¹² Adolf Kardinal Bertram. Sein Leben und Wirken auf dem Hintergrund der Geschichte seiner Zeit. Teil I: Beiträge, hrsg. von Bernhard Stasiewski, Teil II: Schrifttum, zusammengestellt von Werner Lubert und Hans-Ludwig Abmeier nach Vorarbeiten von Robert Samulski, (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, hrsg. von B. Stasiewski, Bd. 24 I/II), 2 Bde, Köln/Weimar/Wien 1992/94.

WEIHBISCHOF EM. KLAUS DICK

Kurze Anmerkung zum Sonderheft über das Zweite Vatikanum

Mit der ausdrücklichen Zustimmung von S. Ex. Dr. theol. Klaus Dick (em. Weihbischof von Köln) bringen wir im Folgenden auszugsweise einen Brief vom 29. Dezember 2005 an den Herausgeber von „Theologisches“, da wir glauben, dass er aufgrund der notwendigen Richtigstellung auch für unsere Leser von Interesse ist.

Sehr geehrter Herr Dr. Berger,

Ihre Artikel in „Theologisches“ von Dezember 2005 habe ich, wie immer, mit großem Interesse gelesen, und ich danke Ihnen dafür wie überhaupt für Ihre Arbeit.

Nehmen Sie es deshalb auch als Ausdruck meiner Wertschätzung, wenn ich eine kleinere Anmerkung mache zu den genannten Artikeln.

In dem ersten Artikel schreiben Sie in Spalte 773, dass die Bischöfe ggf. an „dessen (scil. des Papstes) Unfehlbarkeit partizipieren“. Das kann man m. E. so nicht ausdrücken und so ist es auch in der *Nota explicativa* nicht gesagt. Die Bischöfe können nie ohne oder neben dem Papst ihr verpflichtendes Lehramt ausüben, aber die eventuell unfehlbar verkündete Lehre ist entweder aufgrund der allein-päpstlichen oder der gesamt-episkopalen Vollmacht gegeben.

Zudem ist ja auch im I. Vatikanum vom Petrusnachfolger festgestellt, dass er „*ea infallibilitate pollere, qua divinus Redemptor Ecclesiam suam ... instructam voluit*“. Genau gesagt, gibt es keine „päpstliche“, sondern eine ecclesiale Unfehlbarkeit, mit der in bestimmten Fällen der Papst gestärkt ist ...

Maria Eschbach, **„Glauben heißt, der Liebe lauschen“**. *Glaubenswege mit Gertrud von Le Fort und Hans Urs von Balthasar*, Paderborn 2005, 232 Seiten. ISBN 3-506-72974-8 € 19,90.

Die mit der Publikation bisher unbekannter Briefwechsel verknüpften Erinnerungen der in Bonn auf dem Venusberg lebenden Pädagogin und Dichterin Maria Eschbach (1923 geboren in Eschweiler bei Aachen) haben bereits mehrfach Aufsehen erregt und können auch als eine belletristisch-biographische Nachlese zum in verschiedenen Kreisen begangenen „Balthasar-Jahr 2005“ gelten. Dieses hat zu mehreren Gedenk-Symposien (in Lugano, Mainz, Essen, München, Luzern, Freiburg, Rom und Graz) und Publikationen („Die Kunst Gottes verstehen. Hans Urs von Balthasars theologische Provokationen“, hrsg. von M. Striet und J.-H. Tück, Freiburg 2005) Anlass gegeben. Allein in dieser Zeitschrift (vgl. Nr. 9/05 und Nr. 11/05) wurden auch Grenzen und Gefahren der Theologie des Schweizers aufgezeigt. In der „Theologischen Revue“ (Münster) hat der Balthasar-Forscher Manfred Lochbrunner (Bonstetten) zuletzt einen umfassenden Rezeptionsbericht veröffentlicht und dabei den von ihm selbst vorwiegend bearbeiteten biographischen Zugang zu Person und Werk Balthasars neu ins Gespräch gebracht. Die Erinnerungen und der Briefwechsel der Bonner Autorin bieten dazu zweifellos Material an. Ob das aber bei einem Theologen, der nicht die eigene (noch so interessante) persönliche Biographie und das eigene „Ich“, sondern als ehemaliger und im Inneren treu gebliebener Jesuit seinen im Gehorsam angenommenen objektiven „Auftrag“ in den Mittelpunkt stellt, wirklich der rechte Zugang zum Verständnis seines Anliegens ist oder nicht vielmehr zur Befriedigung noch so verständlicher, aber die gemeinte „Sache“ eher verdunkelnder Neugier beiträgt, sei dahingestellt. Damit ist auch bereits die mögliche Irritation durch die einem „outing“ gleichkommende Veröffentlichung Maria Eschbachs angesprochen.

Die Dichterin therapeutischer und sprachsensibler Lyrik führt in eine fast untergegangene Welt katholischer Bildung und kultureller Prägung. Als Wiener Promoventin wird sie 1944 von ihrem Doktorvater, dem oft ungerecht als „Nazi“ attackierten Germanisten und Hamann-Biographen Josef Nadler, nach Oberstdorf im Allgäu geschickt zur Konvertitin Gertrud von Le Fort (1876–1971), über deren „Hymnen an die Kirche“ sie ihre 1945 noch vor Kriegsende abgeschlossene Dissertation schreibt. Ihr gegenüber bleiben bis zuletzt Bewunderung und Verbundenheit, sicher auch durch Inspiration zu eigenen Gedichten, die schneidend und bekennd die heutige trostlose Lage aufdecken. Ein sehr aktuelles Beispiel zum Zerfall der Sprache, das auch der emeritierte Würzburger Bischof Paul-Werner Scheele in seinem Geleitwort zitiert: „Ich erschrak bis in das Mark./Auf dem Trostmarkt der Beredten/lagen die entblößten Worte/weinend auf den Händlertischen./rastlos durchgewählte Fetzen/zu herabgesetzten Preisen./Ich erschrak bis in das Mark/vor dressierten Wortverkäufern/bis in Predigt und Gesang./Abgesang der halben Wahrheit./Diese Worte sind verdorben./eingetrocknete Verhöhnung./Worte ohne Funken

Liebe.“ Der Schilderung der Wiener Kriegs- und Nachkriegsjahre, wo sie die Predigten Erich Przywaras hört, der Bonner Lehrjahre an verschiedenen Schulen und als frühe Frauenreferentin der CDU-Zentrale, folgt 1958 nach einem Flüeli-Aufenthalt in Basel am Münsterplatz 4 die für sie so wichtige Begegnung mit Hans Urs von Balthasar und Adrienne von Speyr, der Gattin des Historikers und Burckhardt-Biographen Werner Kaegi. Das eigentliche Anliegen der oft missverstandenen (und missverständlichen) Mystikerin, Ärztin und Gründerin einer „Johannesgemeinschaft“ wird von Eschbach als Nicht-Mitglied, aber im Geiste verbundener Gefährtin darzulegen versucht. Sehr bewegend dann die Berichte über Vorbereitung und Gestaltung der anschließenden Lehrtätigkeit in Milwaukee (Wisconsin) in den USA, die ihr sogar die Einladung zu einem „presidential dinner“ mit John F. Kennedy brachte: „So kam es, dass ich den Präsidenten J. F. Kennedy kennen lernte und mich ange-regt mit ihm bei Celery hearts and Ambrosia Cocktail unterhielt“. Leider fehlt eine sicher viele Leser interessierende Notiz zu dem gleichzeitig mit ihr in Milwaukee in „Verban-nung“ weilenden Schönstatt-Gründer P. Josef Kentenich. Nach ihrer Rückkehr aus Amerika und dem folgenden, von Hans Urs von Balthasar als Verleger begleiteten, dichterischen Neuaufbruch beschreibt Eschbach lebhaft und sympathisch Begegnungen mit der St. Galler Le Fort-Freundin Ida Lehner und den Austausch mit dem Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, dem Jesuitenpater Hans Langendörfer. Eine delikate Problematik enthält allerdings der im Anhang publizierte, sehr persönliche Briefwechsel. Man erfährt von Differenzen zwischen Balthasar und Le Fort über die Publi-kation des Romans „Der Papst im Ghetto“ und anderer Texte im gerade entstehenden Johannes Verlag. Während für die Korrespondenz Balthasar-Le Fort anscheinend das Literaturarchiv der Marbacher Schillergesellschaft die Ab-druckerlaubnis gab, hätte man gerne gewusst, ob eine solche auch für die Briefe Balthasars an die Autorin angefragt wurde. Der Eindruck einer gewissen Indiskretion und Rück-sichtslosigkeit gegenüber noch lebenden Personen ist leider nicht zu vermeiden. Während Luise Rinser aufgrund der Zurückhaltung des Jesuitenordens die Publikation der Briefe Karl Rahners an sie verwehrt blieb, konnte Maria Eschbach mit ihrem Fundus an dem von der „Hans Urs von Balthasar-Stiftung“ eingerichteten Archiv vorbeipreschen. Gibt es für seelsorgerisch-persönliche Mitteilungen kein „Briefgeheimnis“ mehr oder ist die Dichterin zuletzt gar selbst der Versuchung zu „Worten zu herabgesetzten Preisen“ erlegen? Diese kritische Anmerkung soll aber nicht den erbaulichen, zeithistorischen und spirituellen Charakter der Erinnerungen einer bemerkenswerten katholischen Autorin verdecken. Solche Biographien gehören ein für allemal der Vergangenheit an. Die Lektüre offenbart aus der Perspektive einer anderen Zeit, die auch ihre Schwierigkeiten und Widersprüche hatte, wieweit wir heute kulturell gesunken sind, was uns heute auch an Vorbildgestalten fehlt und was wir „veruntreut“ (Franz Werfel) haben.

Stefan Hartmann, Bamberger Str. 10, D-96173 Oberhaid

Franz Breid (Hrsg.), **Die heilige Eucharistie. Referate der 17. „Internationalen Theologischen Sommerakademie 2005“ des Linzer Priesterkreises in Aigen/M., Stella Maris Verlag Augsburg 2005, 296 Seiten, € 12,80 (ISBN 3-934225-38-1)**

Verlässliche und kompetente Orientierung durch namhafte Referenten – das ist das Markenzeichen der seit 1990 durchgeführten „Internationalen Theologischen Sommerakademie“ des Linzer Priesterkreises in Aigen im Mühlviertel. Der jüngst verstorbene Kardinal Leo Scheffczyk gehörte jedes Jahr zu den Vortragenden und war so etwas wie die „theologische Seele“ der Veranstaltungen. Die Tagung 2005 widmete sich im Anschluss an die Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ (17. April 2003) und aus Anlass des „Jahres der Eucharistie“ (Oktober 2004 bis Oktober 2005) diesem vom aktuellen kirchlichen Lehramt höchste Priorität eingeräumten Thema.

Den Reigen der auf hohem wissenschaftlichen und akademischen Niveau vorgetragenen Referate eröffnet der Neutestamentler *Michael Ernst* (Salzburg) mit einer längeren Untersuchung unter dem Titel „Biblische Grundlagen der Eucharistie“ (9–64). Dabei geht er der vieldiskutierten Frage nach, ob das letzte Abendmahl ein Paschamahl war oder nicht. Ersteres legen die Synoptiker nahe, letzteres entspricht der johanneischen Chronologie, der er mit Blick auf die historische, topographische und rechtliche Präzision des Johannesevangeliums und unter Berufung auf Josef Blank den Vorzug gibt. Auch die weiteren Darlegungen haben einen johanneischen Schwerpunkt. Im Literaturverzeichnis am Ende des Artikels hätte die Arbeit des Bamberger Exegeten Lothar Wehr (Arznei der Unsterblichkeit. Die Eucharistie bei Ignatius von Antiochen und im Johannesevangelium, Münster 1987) vielleicht noch Erwähnung finden können. *Michael Sticklebroeck* (St. Pölten) informiert dogmengeschichtlich über „Marksteine der Entwicklung“ (65–91) in der Eucharistielehre und stellt sich mit Botho Strauß gegen eine rein semiotische Weltdeutung ohne Gespür für „reale Gegenwart“. *Manfred Hauke* (Lugano) widmet sich dem von ihm schon öfter bearbeiteten Thema „Amt und Eucharistie“ (92–131). Die unabdingbare Verbindung von Eucharistie und Priestertum wird gegen entsprechende Kritiker (u. a. H. Küng und H. Haag, aber auch G. Greshake, Y. Congar, K. Rahner, K. Lehmann und W. Kasper), gegen ein „Memorandum“ ökumenischer Institute aus dem Jahr 1973 und gegen aktuelle Grenzüberschreitungen durch Pastoralassistenten klar und unter Heranziehung von Stellungnahmen der römischen Glaubenskongregation als verbindliche Glaubensregel der katholischen Kirche herausgestellt.

Die praktischen Folgen bis hin zur „*simulatio sacramenti*“ in manchen Wortgottesdiensten werden von Hauke ebenfalls angedeutet. Als richtig wird dagegen die „Amtsbindung“ der Eucharistie von J. Ratzinger gesehen, wenn dieser betont, die Eucharistie könne nicht aus dem Eigenen einer Versammlung, sondern nur „von außen“ als Geschenk des sich Schenkenden kommen (127). Die Christusrepräsentation des Priesters wird von L. Scheffczyk (128f.) gegen ein rein funktionales Amtsverständnis (wie es vor allem von P. Hünermann in seinen jüngsten Konzilskommentaren vertreten wurde) betont. Viele Bezüge für das Zusammenwirken von Amt und Gemeinde bei der Feier der Eucharistie bietet schließlich das recht verstandene Konzil (129–131).

Josef Kreiml (St. Pölten) legt eine knappe Theologie der Liturgie mit besonderer Berücksichtigung des neuen Kompendiums des Katechismus der Katholischen Kirche (2005) und der Eucharistiezyklika (2003) vor (132–153). *Leo Cardinal Scheffczyk* (München) befasst sich mit der Eucharistie im heutigen katholisch-lutherischen Lehrgespräch (154–180) und wertet die aktuelle Diskussionslage vor und nach dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003. Den diversen Konsenspapieren wird ein allzu voluntativ-emotionales Streben nach Relativierung aller Lehrunterschiede nachgewiesen. Besonders untersucht Scheffczyk die Ausarbeitung der „Gemeinsamen Ökumenischen Kommission“ zum Thema „Lehrverurteilungen-kirchentrennend?“. Nach Behandlung wichtiger Einzelfragen dieses Konsenspapiers (Priesteramt, Transsubstantiation, Opfer- und Mahlverständnis) wird die Gefahr des dort betriebenen „Ja und Nein“ bilanziert. Während das Konzil noch vom „Defekt“ des protestantischen Eucharistieverständnis sprach (UR 22), möchte man nun argumentativ zu einer „Konvergenz“ finden. Scheffczyk hält diesen Weg für „innerlich widersprüchlich“ und den Glaubensstand der Kirche in Gefahr bringend: „So spricht vieles dafür, dass es auf dem Weg einer leicht in Worten herstellbaren Konvergenz in der eucharistischen Frage nicht weitergehen kann und an die Stelle irrealer Konstruktion der Realismus einer mühsamen langwierigen Wahrheitssuche treten muss, die sich auch keinem menschlichen Erfolgswang aussetzt, sondern das Entscheidende in der Macht des Heiligen Geistes gelegen sieht und die Konvergenz unter Aufwand unsäglich menschlicher Mühe letztlich von Ihm erlebt“ (180).

Der bekannte Dogmatiker *Anton Ziegenaus* (Augsburg), der zusammen mit Scheffczyk eine maßgebliche „Katholische Dogmatik“ und darin auch den Band über die Sakramententheologie veröffentlichte, befasst sich mit Bedingungen für Priester und Laien zur gültigen und würdigen Feier der Eucharistie (181–201). Hier werden praktisch-spirituelle Fragen um Gültigkeit und Ehrfurchtigkeit der Liturgie angesprochen und ein falsch verstandener Individualismus zurückgewiesen. Letzteres ist vor allem dem rechten Gefüge von Gesamtkirche und Ortskirche geschuldet. Entsprechende Äußerungen des Lehramtes werden angeführt, auch das Verbot der Laienpredigt. Ergänzend könnte hier noch auf die Instruktion „*Redemptionis Sacramentum*“ (2004) hingewiesen werden. Der Oratorianer *Uwe Michael Lang* (London), der durch seine Untersuchung zu Geschichte und Theologie der christlichen Gebetsrichtung (*Conversi ad Dominum*, Freiburg 2003) viel Aufmerksamkeit fand, widmet sich dem Thema „Liturgie – Sprache – Glaube“ (202–240) und schließt sich an das Axiom *lex orandi – lex credendi* an.

Der Aufsatz, der am bedeutenden Liturgiebuch des jetzigen Papstes (J. Ratzinger, *Der Geist der Liturgie*, 6. Aufl. Freiburg 2002) Maß nimmt, ist ein besonderes Juwel des Aigener Sammelbandes. Lang betont die Kontinuität zwischen der Enzyklika „*Mediator Dei*“ (1947) Papst Pius’ XII. und der Konzilskonstitution „*Sacrosanctum Concilium*“ (1963). Die Autorität der Liturgie ist ihre Eigenschaft als *lex orandi*. Das hierarchische Lehramt hat nach „*Mediator Dei*“ das Recht, „die Liturgie der Kirche zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gläubigen zu regeln“ (216). Dies lasse sich mit Kardinal Newman analog dem Prinzip der geschichtlichen Entfaltung der Glaubenslehre als „klarere Erfassung“

derselben verstehen. Lang fragt aber, ob „nicht durch diese starke Hervorhebung der Autorität des Lehramtes über den Gottesdienst unwissentlich der Boden bereitet wurde für liturgische Irrwege der Nachkonzilszeit“ (217). Pius XII. wollte allerdings wohl zunächst einige Auswüchse der experimentierfreudigen Liturgischen Bewegung zähmen und hat gewiss die Entwicklungen der sechziger und siebziger Jahre nicht voraussehen können (ebd.).

So kann eine Reform der Liturgie nicht allein durch positive Verfügung des Lehramtes begründet werden, sondern bedarf des Hörens auf die wirkliche Tradition des Betens, ja letztlich des Gehorsams. Lang zitiert aus Ratzingers Besprechung des Werkes von Alcuin Reid (*The Organic Development of the Liturgy*, Farnborough 2004), seiner letzten Veröffentlichung vor der Papstwahl: „Der Papst ist nicht ein absoluter Monarch, dessen Wille Gesetz ist, sondern er ist der Hüter der authentischen Tradition und damit der erste Garant des Gehorsams. Er kann nicht machen, was er will und kann daher auch jenen entgegenreten, die ihrerseits machen wollen, was ihnen im Sinn steht. Sein Gesetz ist nicht die Belieblichkeit, sondern der Glaubensgehorsam. Daher hat er der Liturgie gegenüber die Funktion des Gärtners, nicht des Technikers, der neue Maschinen baut und alte zum Gerümpel wirft“ (aus: *Forum Kath. Theologie* 21, 2005, 37).

Besonders dicht und erwägenswert sind Langs weitere Ausführungen zu „Liturgie und Sprache“, wobei die Frage des Lateinischen, der Inkulturation und der Übersetzung liturgischer Texte in die Volkssprachen aufgrund der von einem Münchener Liturgiker massiv attackierten Instruktion „*Liturgiam authenticam*“ (2001) bedacht werden. Im nächsten Artikel wendet sich *Walter Lang* (München) mit Blick auf die Überlieferung gegen eine „Messe ohne Wandlungsworte“ (241–257), wie sie im assyrischen Hochgebet von Addai und Mari anscheinend gefeiert wird und leider die Anerkennung eines Vatikansekretariats fand. Schließlich beendet *Christoph Casetti* (Chur) den gewichtigen Sammelband mit Betrachtungen über die „Ehrfurcht in der Liturgie“ (258–284). Er stützt sich auf Gedanken des Phänomenologen Dietrich von Hildebrand und sein Werk „*Liturgie und Persönlichkeit*“ (Salzburg 1934), sowie auf einen Vortrag Josef Piepers über „*Sakralität und Entsakralisierung*“ (1969). Casetti macht Vorschläge, wie in leib-seelischer Einheit die Ehrfurcht in der Liturgie wieder gefördert werden kann und schließt sich den immer aktueller werdenden Überlegungen Heinrich Spaemanns zur „*Arkandisziplin*“ an. Im dann erwähnten „*Instrumentum laboris*“ der römischen Bischofssynode im Oktober 2005 zum Thema Eucharistie wurden ähnliche Themen und Sorgen angesprochen. Der leicht erschwingliche Band ist allen an Fragen der Eucharistielehre und Liturgie Interessierten uneingeschränkt zu empfehlen und ergänzt entscheidend die zum Eucharistiejahr erschienenen Monographien verschiedener Bischöfe und Kardinäle.

Stefan Hartmann

Martin Lugmayr: **Gottes erstes Wort. Untersuchungen zur Schöpfungstheologie bei Leo Scheffczyk.** fe-Medienverlag. 88353 Kisslegg 2005. 413 S. 14,80 €. ISBN: 3-928929-80-1.

Die großangelegte Arbeit ist eine Dissertation, mit der der Verf. bei Manfred Hauke in Lugano promoviert hat. Sie konzentriert sich auf die Schöpfungstheologie Scheffczyks

und damit auf den Mittelpunkt seines Wirkens: ein Thema, dem der große Theologe allein von 1963 bis 1997 acht eigenständige Werke gewidmet hat! So gehört er, wie Anton Ziegenaus mit Recht bemerkte, zu den wenigen großen Schöpfungstheologen im deutschen Sprachraum und von hier aus eröffnet sich auch der ganze Reichtum der denkerischen Anstrengung des Münchner Kardinals. Denn die Schöpfungslehre greift weit über die Theologie hinaus und verlangt das interdisziplinäre Gespräch mit den anderen Wissenschaften.

Es gelingt Lugmayr meisterhaft, den originellen Ansatz dieser Schöpfungslehre und damit der ganzen Theologie Scheffczyks herauszuarbeiten. Um ihn zu finden, kann man auf die Anregungen zurückgehen, die Scheffczyk von Michael Schmaus empfing, der zu seinen bedeutendsten Lehrern gehörte. Dieser schuf in seiner Dogmatik, deren erster Band 1938 erschien, ein damals Aufsehen erregendes Werk, das zum Ausgangspunkt einer neuen Theologie der konkreten Vergegenwärtigung der Offenbarung, der personalen Aneignung, der verkündigungsnahen Vermittlung des Glaubens und einer Neubewertung der Hl. Schrift als Quelle der Dogmatik wurde.

Naturgemäß trug die Abkehr von der bisherigen Tradition der scholastischen Lehrbücher Schmaus nicht nur Lob ein. Kritiker warfen ihm zuviel „Lyrik“ vor, ja die Kritik ging teilweise so weit, dass der erste Band nur durch Intervention von Martin Grabmann bei Pius XII. vor der Indizierung bewahrt wurde (vgl. dazu Richard Heinzmann in: *MThZ* 38, 1987 S. 121). Schmaus begreift die Schöpfung und schließlich die ganze Heilsgeschichte als personal-dialogisches Geschehen und das ist der Grund, auf dem Scheffczyk weiterbaut.

Dieser geht entschlossen über die griechische Seins- und Substanzmetaphysik hinaus zu einer „personologischen“ Metaphysik, die beständig den Weg vom Ich zur Welt und vom Ich zum Du gehen muss, um am Ende dieses Weges Gott zu finden, in dem sowohl das Sein wie auch das Du seine absolute Größe und Würde gewinnt. Von diesem Standpunkt aus fällt das Urteil über Thomas von Aquin und seine Bedeutung für die Schöpfungslehre „kritischer“ aus, wie Lugmayr bemerkt. Zwar übernimmt Scheffczyk keineswegs den heute gängigen Vorwurf, Thomas habe nur natürliche Theologie und bibelfremde Metaphysik betrieben, wohl aber vertritt er die Meinung, dass die metaphysische Betrachtung und Auslegung der Schöpfungswahrheit, zumal in den aristotelischen Kategorien, dazu neigt, das Schöpfungsgeschehen als in sich ruhende, abgeschlossene Wirklichkeit zu fassen und es nur als Gegenstand rationaler Analyse zu verstehen. Hierzu könnte man freilich die Frage stellen, ob nicht der Aquinate gerade mit seinem Vorstoß zum unendlichen Sein, zur unendlichen Wirklichkeitsfülle Gottes alle aristotelischen Kategorien weit hinter sich lässt!

Anregungen zu seiner von der personalen Begegnung ausgehenden Theologie hat Scheffczyk auch von Ferdinand Ebner empfangen, der mit Martin Buber jene dialogische Philosophie begründet und jenen „responsorialen“ Charakter der menschlichen Person herausgearbeitet hat, die ihre Erfüllung erst im Antwort gebenden Du findet. Bis zu einem gewissen Grade teilt so Scheffczyk die Auffassung heutiger Theologie, dass es unangemessen, ja im Grunde unmöglich sei, Gott in neutraler Einstellung zum Objekt der Erkenntnis zu machen, wie wir das mit anderen Gegenständen der

Erkenntnis tun. Schon eine menschliche Person kann man nicht in eine solche distanzierende Objektstellung versetzen, weil sich so ihr personales Moment verflüchtigt. Am überkommenen Personbegriff kritisiert Scheffczyk aus diesem Grunde, dass er den Nachdruck einseitig auf das Moment der Individualität, der Subsistenz und Inkommunikabilität lege. Vielmehr müsse ein vom Ursprung her gegebenes Beziehungsverhältnis zu Gott in den anthropologischen Personbegriff aufgenommen werden. So komme der Personcharakter zustande durch die werthafte Erhebung des Menschen zum Du Gottes. In der Zuerkennung dieses Du an den Menschen werde dieser erst zum personalen Ich.

Lugmayr erwähnt in diesem Zusammenhang die Feststellung Robert Spaemanns, das, was wir heute Person nennen, wäre ohne die christliche Theologie unbenennbar geblieben. Hierzu könnte man allerdings die Frage stellen, wie diese These mit der Definition des I. Vatikanums vereinbar sei, nach der jeder Mensch schon mit Hilfe seiner Vernunft zur Erkenntnis Gottes, des Schöpfers kommen kann. Denn wenn wir so schon aus eigener Kraft zur Erkenntnis des Schöpfers kommen können, dann erkennen wir damit schon, dass er ein mit Erkenntnis und Willen begabtes Wesen ist – und in diesem Sinne jedenfalls erfassen wir ihn schon als Person.

Genau dieser Frage geht Scheffczyk sorgfältig nach. Es versteht sich, dass er von seiner Position aus betont, dass das Vatikanum I die Tatsachenfrage nach der Wirklichkeit einer

rein natürlichen Gotteserkenntnis gar nicht stellt und es fraglich bleibt, ob sie sich aus eigener Kraft in das innere Wesen des völlig analogielosen Schöpfungsaktes erheben kann. In diesem Sinne habe das Konzil eine gewisse Unabhängigkeit von der neuzeitlichen Scholastik und ihrer Neigung zur Trennung von Natur- und Gnadenordnung bewiesen. Wobei es der Interpret Lugmayr vielleicht bei dieser Darstellung nicht hätte bewenden lassen müssen, sondern er hätte uns ein wenig mitteilen können über die Frage, ob die Scholastik hier von Trennung oder nur von Unterscheidung spricht.

Wenn die Bedeutung eines theologischen Entwurfes in der Kraft der Zusammenschau liegt, dann kann man Scheffczyk diese durchaus zubilligen! Denn er will die Ontologie und die ontologische Ergründung der Schöpfung keineswegs zugunsten einer rein dialogisch-personalen Deutung preisgeben. Er wehrt sich entschieden dagegen, den Inhalt des Glaubens und der Heilsgeschichte unabhängig von jeder objektiv-metaphysischen Voraussetzung allein aus der Subjektivität zu explizieren. Beides, der personale und der ontologische Ansatz seien vielmehr in einer Synthese zu vereinigen. Wer ihre Wesenszüge kennenlernen will, kann an dem Buch von Lugmayr nicht vorbeigehen, das im übrigen nicht nur die Schöpfungstheologie, sondern von ihr ausgehend alle wesentlichen Punkte des so ungeheuer reichen Werkes von Scheffczyk behandelt.

Walter Hoeres

Neue Bücher: Kurzvorstellungen

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres sind wieder zahlreiche theologische Bücher erschienen, die bei der Redaktion als Rezensionsexemplare eingegangen sind, die wir hier aber nur kurz vorstellen können:

Der Bonner Verlag nova & vetera hat auch 2005 sein vielversprechendes Programm anspruchsvoller philosophischer und theologischer Literatur weiter ausbauen können. Der an der römischen Lateranuniversität als Professor für Ethik und Antike Philosophie tätige HORST SEIDL analysiert in seiner Studie „*Heideggers Fehlinterpretation antiker Texte*“ (180 Seiten, ISBN 3-936741-36-0; 26,- €) die Übersetzungs- und Interpretationstätigkeit des berühmten deutschen Philosophen bezüglich der Vorsokratiker, Platon und Aristoteles sowie Sophokles' Antigone. Dabei werden überzeugend die Brüchigkeit und Unzulänglichkeit der Grundlagen des existentiellen Denkwegs deutlich. Da Heideggers Denkweg auch auf bestimmte Teile der Theologie großen Einfluss ausüben konnte, ist dieses Buch auch für Theologen von größtem Interesse.

P. EUGEN RUCKER SVD hat in dem Buch „*Gott in dir – Taulers spirituelles Programm*“ (nova & vetera: Bonn 2005, ISBN 3-936741-24-7; 19,- €) wichtige Texte des großen Mystikers ausgewählt, übersetzt und gekonnt eingeleitet. Damit wirkt er dem Vergessen dieses einflussreichen Denkers entgegen: Es war Tauler, der die *Devotio Moderna* im 14. und 15. Jahrhundert formen half, der im 16. Jahrhundert sowohl die katholischen Mystiker als auch Protestanten wie Luther entscheidend beeinflusste, und der im Zeitalter des Pietismus eine Renaissance erlebte und noch für Goethe zur Pflichtlek-

türe der christlich Gebildeten gezählt, also fast ein halbes Jahrtausend das europäische Geistesleben wie auch das Glaubensleben der Gebildeten mitbestimmt hat.

Unter den zahlreichen Neuerscheinungen des Christiana-Verlages ragt vor allem die Neuauflage einer lateinisch-deutschen Ausgabe des „*Exorzismus der Katholischen Kirche*“ (ISBN 3-7171-0796-8; 8,50 €) hervor. Dabei handelt es sich nicht um den neuen Text, sondern um die von Papst Pius XII erweiterte und genehmigte Fassung. Sie wurde bereits vor vielen Jahren zum ersten mal von PROF. SIEGMUND, der auch Mitarbeiter bei „Theologisches“ war, herausgegeben.

Die katholische Moraltheologie hat unter dem Pontifikat Papst Johannes Pauls II. klare und geradezu prophetische Wegweisungen empfangen. Gleichsam als Frucht dieser Wegweisungen wird man zwei andere neue Bücher verstehen dürfen: Zum einen den von RUDOLF WEILER herausgegebenen Sammelband „*Die Wiederkehr des Naturrechts und die Evangelisierung Europas*“ (Oldenbourg: Wien, 303 Seiten, ISBN 3-486-57867-7; 39,80 €). Die Überlegungen in dem Sammelband zur offenbaren Wiederkehr des Naturrechts im postmodernen säkularisierten Europa führen zur Hoffnung, dass sich für die katholische Kirche die Chance der Neuevangelisierung eröffnet im Sinne des Apostolischen Schreibens „*Ecclesia in Europa*“ (2003). Die Wiederkehr der traditionellen Naturrechtslehre sowie das selbstbewusste und zugleich dialogbereite Festhalten an der Identität der katholischen Kirche erweisen sich dabei allerdings als unabdingbare Voraussetzungen.

Für eine logisch kohärente und ethisch eindeutige Interpretation von Nr. 73 der Enzyklika „Evangelium vitae“ tritt ein Sammelband unter dem Titel „*Unvollkommene oder ungerichte Gesetze?*“ an, der vom JOHANNES-PAUL-II-INSTITUT DER KATHOLISCHEN UNIVERSITÄT LUBLIN herausgegeben wurde (284 Seiten, ISBN 83-917352-7-3). Er enthält fast ausnahmslos deutschsprachige Beiträge (als deutsche Autoren sind allerdings nur A. F. Utz und M. Spieker vertreten) zu dem genannten Thema und ist so ein schönes Zeichen für eine wünschenswerte engere Zusammenarbeit von polnischer und deutscher Theologie.

Auch der Augsburger Sankt Ulrich Verlag präsentiert wieder eine Fülle religiöser Neuerscheinungen. Gleichsam als moderne, sehr ansprechend und überzeugend gestaltete Apologetik kann man das Gespräch, das Reinhold Michels mit

Bischof WALTER MIXA geführt, hat, verstehen. Unter dem Titel „*Selbstverständlich katholisch!*“ (175 Seiten, ISBN 3-936484-50-2) beantwortet der Bischof von Augsburg eine ganze Reihe wichtiger und aktueller Fragen zum katholischen Glauben.

Abschließend sei noch auf ein außergewöhnliches Buch hingewiesen. Eigentlich ein Roman, stellt es doch eine klug gemachte Glaubensverkündigung dar und es ist kein Zufall, dass es nicht nur auf dem Weltjugendtag in Köln einen reißenden Absatz gefunden hat. „*Pantaleon der Arzt*“ (266 Seiten, Verlag des Freundeskreises St. Pantaleon e. V.: Köln, ISBN 3-9805197-3-2) heißt der Roman, den der Kölner Pfarrer PETER VON STEINITZ verfasst hat und der uns das spannende Leben des Leibarztes des Kaisers Maximian und späteren Martyrers gekonnt vor Augen stellt.

In eigener Sache

Unser Spendenaufruf im November 2005 war nicht vergebens! Viele Bezieher haben über die Untergrenze von 20,00 EUR hinaus, einige auch sehr großzügig gespendet und damit die weitere Herausgabe der Zeitschrift für einige Monate ermöglicht. Herausgeber und die Fördergemeinschaft Theologisches möchten allen dafür sehr herzlich danken! Diese Verbundenheit stärkt, leider ist aber mit den jetzt vorhandenen Mitteln ein weiteres allmonatliches Erscheinen unserer Zeitschrift nicht mehr möglich. Wir sind gezwungen, die Erscheinungsweise von THEOLOGISCHES – wie seit Jahren im IMPRESSUM angegeben – bis auf Weiteres auf zweimonatlich umzustellen. Zusätzliche Veröffentlichungen im Rahmen unserer früheren, begleitenden Schriftreihen müssen wir zurückstellen.

Da noch nicht alle Bezieher die Gelegenheit des vergangenen Aufrufs im November dazu nutzten, ihren Mindestspendenbeitrag für das Jahresabonnement 2006 zu leisten, legen wir dem Doppelheft Januar/Februar noch einmal einen Überweisungsträger bei. Wir hoffen, daß unsere Leser den Ernst der Lage erkennen und im Einzelfall auch noch mal Größherzigkeit walten lassen. Wir wagen schon jetzt ein herzliches Vergelt's Gott zu sagen!

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

Begründet von Johannes Böckmann

Herausgegeben von David Berger

Band XI

Walter Hoeres

Heimatlose Vernunft

Denker der Neuzeit im Ringen um Gott und die Welt

Das Buch will am Beispiel von achtzehn einflussreichen Denkern der Gegenwart die großen philosophischen Fragen entfalten, wie sie sich der Neuzeit stellen: die Reichweite unserer Erkenntnis, das Verhältnis von Gott und Welt, der Wesensunterschied von Tier und Mensch, die Normen des Handelns und der Sinn der Geschichte.

Leitgedanke ist der Aufweis, dass die Einbettung der Vernunft in die vorgegebene Ordnung der Dinge in der Neuzeit preisgegeben und dadurch erst die Höhenflüge, aber auch die Irrungen und Wirrungen dieses Denkens ermöglicht wurden.

Obwohl die Arbeit auch schwierige Philosophen wie Kant, Hegel, Heidegger und Adorno präsentiert, legt sie größten Wert auf Anschaulichkeit und Allgemeinverständlichkeit.

ISBN 3-87710-284-0, 2005, 320 S., 14,- €

Bestellungen an:

Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg

Zu Schlüsselfragen des Glaubens

Antworten aus der authentischen Lehre der Kirche in den Schriftenreihen

RESPONDEO

H. van Straelen SVD

Selbstfindung oder Hingabe

Zen und das Licht der christlichen Mystik

Nr. 1, 4. erw. Aufl. 1997, 144 S., € 9,-

W. Schamoni

Kosmos, Erde, Mensch und Gott

Nr. 3, 64 S., € 6,-

W. Hoeres

Evolution und Geist

Nr. 4, 174 S., 2. wesentlich erweiterte Auflage 12,- €

J. Stöhr u. B. de Margerie SJ

Das Licht der Augen des Gotteslammes

Nr. 5, 72 S., € 6,-

L. Scheffczyk

Zur Theologie der Ehe

Nr. 6, 72 S., € 6,-

A. Günthör OSB

Meditationen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, Vaterunser und Gegrüßet seist du, Maria

Nr. 7, 136 S., € 9,-

J. Dörmann

Die eine Wahrheit und die vielen Religionen

Nr. 8, 184 S., € 9,-

J. Auer

Theologie, die Freude macht

Nr. 9, 64 S., € 6,-

K. Wittkemper MSC

Herz-Jesu-Verehrung Hier und Heute

Nr. 10, 136 S., € 9,-

Regina Hinrichs

Ihr werdet sein wie Gott

Nr. 11, 2. Aufl., 112 S., € 9,-

Walter Hoeres

Theologische Blütenlese

Nr. 12, 180 S., € 10,-

Walter Hoeres

Kirchensplitter

Nr. 13, 86 S., € 6,-

Walter Hoeres

Zwischen Diagnose und Therapie

Nr. 14, 324 S., € 12,-

Heinz-Lothar Barth

„Nichts soll dem Gottesdienst vorgezogen werden“

Nr. 15, 199 S., € 10,-

David Berger

Was ist ein Sakrament?

Thomas von Aquin und die Sakramente im allgemeinen

Nr. 16, 116 S., € 8,-

Manfred Hauke

Das Weihesakrament für die Frau – eine Forderung der Zeit?

Nr. 17, 128 S., € 9,-

DISTINGUO

Walter Hoeres

Gottesdienst als Gemeinschaftskult

Nr. 1, 44 S., € 6,-

F.-W. Schilling v. Canstatt

Ökumene katholischer Vorleistungen

Nr. 2, 2. erw. Aufl., 46 S., € 6,-

Ulrich Paul Lange

Maria, die in der Kirche nach Christus den höchsten Platz einnimmt und doch uns besonders nahe ist (Ansprachen)

Nr. 3, 93 S., € 6,-

Richard Giesen

Können Frauen zum Diakonats zugelassen werden?

Nr. 4, 122 S., € 8,-

Joseph Overath

Hoffnung auf das Morgen der Kirche

Nr. 5, 76 S., € 6,-

Georg May

Kapitelsvikar Ferdinand Piontek

Nr. 6, 70 S., € 6,-

Joseph Overath

Erst Deformation, dann Reformation?

Nr. 7, 208 S., € 10,-

QUAESTIONES NON DISPUTATAE

G. May

Die andere Hierarchie

Bd. II, 2 unv. Aufl. 1998, 184 S., € 12,-

Balduin Schwarz

Ewige Philosophie

Bd. III, 2000, 144 S., € 11,-

Bernhard Poschmann

Die Lehre von der Kirche

Bd. IV, 2000, Hrsg. von Prof. Dr.

G. Fittkau 344 S., € 14,-

Walter Hoeres

Wesenseinsicht und Transzendentalphilosophie

Bd. V, 2001, 178 S., € 12,-

G. Klein/M. Sinderhauf (Bearb.)

Erzbischof Johannes Dyba

„Unverschämt katholisch“

Band VI, 592 S., 3. Auflage

16,5 x 23,5 cm, Festeinband, € 17,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit

Band VII, 368 S., € 15,-

David Berger (Hrsg.)

Karl Rahner: Kritische Annäherungen

Band VIII, 512 S., € 19,-

Leo Kardinal Scheffczyk

Der Einziggeborene

Band IX, 232 S., € 12,-

Leo Elders

Gespräche mit Thomas von Aquin

Band X, 304 S., € 14,-

Walter Hoeres

Heimatlose Vernunft

Band XI, 320 S., € 14,-

W. Schamoni

Theologischer Rückblick

1980, 184 S., € 9,-

W. Schamoni

Die seligen deutschen Ordensstifterinnen des 19. Jahrhunderts

1984, 88 S., € 6,-

R. Baumann

Gottes wunderbarer Ratschluss

1983, 192 S., € 9,-

E. von Kühnelt-Leddihn

Kirche kontra Zeitgeist

1997, 144 S., € 11,-

Joh. Overath/Kardinal Leo Scheffczyk

Musica spiritus sancti numine sacra

Consociatio internationalis musicae sacrae

hrsg. von Dr. G. M. Steinschulte

2001, 156 S., geb. € 5,-

Alfred Müller-Armack

Das Jahrhundert ohne Gott

2004, 191 S., € 12,-

Herausgeber: David Berger

In Zusammenarbeit mit der FG „Theologisches“ e.V.

Bestellung an: Verlag Franz Schmitt, Postfach 1831, 53708 Siegburg, Fax 0 22 41-5 38 91 · E-mail: VerlagSchmitt@aol.com